

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate, nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro:
Avenida Rio Branco 87, II. Stock. Caixa do Correio 302

Nr. 8

São Paulo, 16. August 1912

IX. Jahrg.

Volkswirtschaftliche Rundschau

Der gegenwärtige Kampf auf dem Kaffeemarkt. Preisstand in Santos und Rio jetzt und in 1911. Tropische Gemütsanwandlungen. Wucher und berechnete Interessen hüben und drüben. Die beiden Schwächen der Situation. Der sichere Weg der Mässigung.

Die Vorgänge auf unserem Kaffeemarkte haben in allerletzter Zeit die Aufmerksamkeit nicht allein der Handelskreise, sondern auch des allgemeinen Publikums auf sich gezogen. Doch kein ernster Geschäftsmann kann sich darüber alarmieren, daß im gegenwärtigen Augenblick der Kampf auf dem Kaffeemarkt wieder ein lebhafterer wird und daß gerade jetzt die Baisse wieder ihre Minen springen läßt, um die feste Position des Marktes zu erschüttern. Denn wir wissen ja, daß in den nächsten Monaten zwei Drittel unserer neuen Ernte, d. h. einige 6 Millionen Sack herangerollt kommen und dem Weltmarkte verkauft werden. Wenn für dieses Quantum nur ein kleiner Abstrich von der heutigen Notierung mit den Baissemanövern erzielt wird, so gibt das schon einen Sack voll Gewinn. Innerhalb der letzten 8 Tage hat auf dem Santos-Markt die Baissekampagne einen durchgehenden Erfolg von 200 Reis per 10 Kilo errichtet. Das ist eine Preisermässigung, welche unsere Pflanzler ganz entschieden nicht in Aufregung bringen darf, bei dem jetzigen allgemeinen Stande der Preise, die noch das Doppelte von den ehemaligen Krisenpreisen betragen und für deren Sicherheit in dieser Exportsaison noch keinerlei positive Gefahren bestehen. Immerhin bedeutet der Abstrich von 200 Reis per 10 Kilo auf unsere gesamte paulistaner Ernte schon eine Einbuße von zirka 11.000 Contos, angesichts welcher Summe man es wohl verstehen kann, daß der Kaffeemitteil bei unserer Marktlage die Rolle des empfindlichen Hühnerauges zukommt. Die bisherigen Gründe, welche die Baissiers zu ihren Zwecken aufgeführt haben, waren allerdings nur sehr schwacher Natur und haben nicht lange vorgelhalten, so das Gespenst eines nordamerikanischen Kaffeezolles und der nordamerikanischen Anti-Trustaktion, so auch die Nachricht von den Neupflanzungen in Paraná. Nicht viel solider ist das Argument, mit dem sie diese Woche operierten und die 200 Reis herauszuschlagen. Es war dies nämlich die Meldung, unser Staat werde recht bald von seinen Depots die Ketten nehmen und den Valorisationsstock zum Teil

auf den Markt werfen, um seinen finanziellen Verpflichtungen gerecht werden zu können. Bald ging durch alle Blätter eine offiziöse Erklärung gegen dieses Baisse-Argument. Da wird gesagt, von irgend einer Verwendung jener Kaffee-Bestände, die sich bekanntlich auf einige 11 Millionen Sack belaufen, könne keine Rede sein.

Denn erstens sei die Regierung durch Verträge verpflichtet und nichts werde sie dahin bringen, diesen ungetreu zu werden. Andererseits liege für die paulistaner Staatsregierung auch gar kein Grund vor, die gemeldete Operation vorzunehmen. Denn ihre Finanzen seien derart, daß sie zum vorneherin die pünktliche Saldierung aller Verpflichtungen garantieren. Die Verkäufe für ein Jahr seien schon gemacht; was in Händen der Bankiers sich befinde und die Taxe von 5 Franken bis Ende des Jahres reichen vollständig aus, die Unkosten zu decken und Zinsen und Amortisation der 15 Millionen Pfund Sterling-Anleihe zu bestreiten. Nun haben wir ja glücklicherweise an der Spitze der paulistaner Staatsregierung einen Mann, dessen Ernst und dessen Fähigkeiten als Verwalter über allen Zweifel erhaben sind und dieser Mann hat in seiner jüngsten Botschaft sehr deutlich und klar ausgesprochen, welchen Wert er auf die volle Durchführung der Valorisation legt. Also in dieser Beziehung können Handel und Kaffeepflanzler völlig beruhigt sein. Aber wer die Börsenspekulation verfolgt, der weiß doch, daß bei dieser Spekulation der innere Wert der Argumente völlig Nebensache ist, daß die Spekulanten meistens von der Haltlosigkeit ihrer Behauptungen selber überzeugt sind, aber bei diesen Manövern geben ja nicht Wahrheit und Recht, sondern nur Macht und Geld den Ausschlag. Die Argumente sind nur Schein, die Geldbeutel der Operateure sind das Sein, die treibenden und bewegenden Faktoren. Es wäre also ganz und gar verfehlt, wollte man von dem gegenwärtigen Kaffeebaisse-Erfolg nach jener Argumentation wirklich auf einen kritischen Stand unserer Staatsfinanzen schließen. Bei ernster Verwaltung sind die paulistaner Staatsfinanzen jetzt in guter Lage, unvergleichlich besser als die der Bundesverwaltung. Uebrigens ist auch noch die gesamte Geschäftslage auf Hochkonjunktur gestellt. Bauerei en gros und Bildung zahlreicher neuer Geschäfte dauern an.

Während des Monats Juli wurden bei der Handelskammer 59 neue Kontrakte von Handelsfirmen

eingetragen, die ein Kapital von 4000 Contos repräsentieren. Darunter sind die folgenden Firmen, die über 50 Contos aufweisen: Schmidt, Trost u. Comp., São Paulo, 1000; Dibbold u. Comp., Santos, 565; Garcia, Nogueira u. Comp., São Paulo, 450; J. de Almeida u. Comp., São Paulo, 200; Lee u. Villela, São Paulo, 200; Prudente, Amaral u. Comp., São Paulo, 160; U. Bressane u. Comp., Santos, 100; J. B. Scuracchio u. Comp., São Paulo, 100; Lefevre u. Giudice, Taubaté, 74; L. Grassi u. Irmão, São Paulo, 71; J. Ferraz u. Comp., Ribeirão Bonito, 65; Martinho Chaves u. Comp., Ribeirão Pires, 60; Paulo José da Costa, São Paulo, 50; Mello, Almeida u. Comp., São Paulo, 50; Baptista Junior u. Sampaio, Santos, 50; Corrêa, Duarte u. Comp., Santos, 50 Contos.

Jedenfalls ist eine solche Reorganisation und Erweiterung des Handels innerhalb eines einzigen Monats ein sehr deutliches Zeichen für die gegenwärtige Geschäftslage, von der wir unsererseits nur die eine Befürchtung hegen, daß sie augenblicklich etwas zu viel des Guten tut, daher sich leicht überheben und nach einiger Zeit zu einer Abflauung, wenn nicht zu einem Rückschlag führen kann, die heute schon der kluge Geschäftsmann nicht aus den Augen verlieren darf.

Auf dem Kaffeemarkt Rio de Janeiro sind während des Monats Juli 185.684 Sack zugeführt und 166.723 Sack exportiert worden. Der Stock, der am 1. Juli 219.040 Sack betrug, hatte am 31. Juli 231.073 Sack. Von der verschifften Ware gingen 26.395 Sack nach den Vereinigten Staaten, 82.827 nach Europa, 19.186 nach dem Kapstadt, 10.443 nach dem La Plata, 4769 nach dem Pacific und 31.103 mit den Küstenschiffen. Für die Arroba von Typ 7 stellten sich die Preise von 12\$500 bis 13\$100 gegen 12\$300 bis 13\$300 im Juni. Der Juli begann mit 13\$ bis 13\$100; schon am 3. stellte sich eine Abschwächung auf 12\$900 ein, am 10. fiel die Notierung auf 12\$800, am 21. auf 12\$700, vom 24. bis 30. schwankte sie zwischen 12\$600 und 12\$700, um am 31. mit 12\$500 zu schließen. Der Rückgang betrug also 600 Reis per Arroba oder 40 Reis per Kilo gegen 20 Reis in Santos.

Auf den auswärtigen Märkten waren im Juli folgende Schwankungen: New York per Pfund 141/8 bis 145/8 Cts.; Havre 50 Kilo Frs. 80.50 bis 85.25; Hamburg 0,5 Kilo 65.75 bis 69.50 Pfg.; London 112 Pfund 60.6 bis 63.4 Schilling.

Auf diesen vier Börsen waren im Juli 3.603.000 Sack verkauft worden. In der ersten Augushälfte dauert diese Depression an, so daß Typ 7 bereits auf 12\$300 gesunken ist. Allerdings bedeutet die gegenwärtige Notierung immerhin noch eine merkliche Besserung gegen das Vorjahr. Damals stand Typ 7 auf 11\$100, d. h. noch 1\$200 tiefer als jetzt. Also ist per Kilo 7 die Besserung immer noch 72 Reis.

Bei diesem Anlasse finden wir in verschiedenen Organen der hiesigen Presse wieder Auslassungen, die nach unserem Empfinden über das Maß des Berechtigten hinausgehen, wenn da die Vertreter der Baisse als gemeine Egoisten und Wucherer hingestellt werden, als müßte man sie wie Vaterlandsverräter an den Pranger stellen. Wenn wir wirklich diese kommerzielle Angelegenheit unter dem Gesichtspunkt der Moral und des Rechts betrachten wollen, so muß vor allem die Tatsache festgestellt werden, daß es auch hier Rechte und berechnete Interessen nicht nur auf einer Seite, auf der der Produzenten, sondern auch auf der anderen, der der Konsumenten gibt und daß man neben einem Wucher des Kaufmanns und Spekulanten auch schon längst einen agrarischen Wucher kennt, der um

nichts humaner ist als jener. Was man unseren Kaffeepflanzern billigerweise zugesteht, ist ein Preis ihres Produktes, der ihnen für ihre Arbeit einen anständigen Lohn und Gewinn läßt; aber wenn sie darüber hinaus verlangen, daß sie mit paar Ernten sich gleich ein ganzes großes Vermögen einheimen sollen und daß ihnen dieses Produkt den zügellosesten Luxus gewähren soll, so ist das eine ganz und gar unberechtigte Forderung und ein agrarischer Wucher, der zugleich eine schlimme Ausbeute des gesamten kaffeekonsumierenden Publikums bedeutet, wofür man Gründe der Moral und des Rechts keineswegs ins Feld führen kann.

Uebrigens hat diese Angelegenheit noch ihre ernste, bedenkliche Seite als rein kommerzielle und volkswirtschaftliche Frage. Denn man darf nicht vergessen, daß die gegenwärtige Marktlage des Kaffees mit seinen hohen Preisen doch nur das Resultat einer künstlichen Kombination ist. Und diese hat ihre bedenklichen Schwächen, die gerade vonseiten der Produzenten und der Konstrukteure der Valorisation nicht übersehen werden sollten. Diesen Schwächen entspricht die doppelte Gefahr einer neuen Produktionskonkurrenz und der Kaffeeersatzmittel. Bekanntlich hat Brasilien in der Kaffeeproduktion die an Monopol grenzende Hegemonie vor allem dadurch erlangt, daß durch die Preise der Krisezeit die übrigen Kaffeeländer in ihrer Produktion beinahe erdrückt und ruiniert wurden, während Brasilien mit Hilfe der Valorisationsaktion Sieger blieb. Aber diese Situation ändert sich, sobald Jahre hindurch die Preise hoch bleiben und infolgedessen auch die anderen Länder mit ihrer Produktion wieder einsetzen werden. Und wenn das nun diesmal mit Hilfe der großen nordamerikanischen Kapitalien geschehen sollte, dann würde jedenfalls der Kampf mit jenen Produktionsländern ein viel ernsterer werden als damals, da es Brasilien nur mit den kapitalschwachen Gegnern von Zentralamerika zu tun hatte. Das ist die eine Gefahr, die nicht abzuleugnen und nicht zu beseitigen ist.

Andererseits hatte die Valorisation in der Erhöhung des Kaffee-Weltkonsums eine starke Stütze erhalten und darin hatte die Propaganda großen Erfolg. Dieser war aber nur bei den mäßigen Preisen möglich. Dauernd hohe Kaffeepreise aber werden diese Propaganda nicht allein lahmlegen, sondern ihre Erfolge wieder zerstören. Jüngst hat unser Ackerbausekretär den Verbrauch der Kaffeeersatzmittel berechnet und dabei gefunden, daß diese Ersatzmittel jetzt schon über 9 Millionen Sack Kaffee alljährlich ersetzen, also soviel, wie der Staat São Paulo an Kaffee produziert, oder reichlich die Hälfte des jetzigen Kaffee-Weltkonsums. Wenn es möglich wäre, mit dieser Statistik bis in die Kreise der ärmeren Schichten der großen Masse der Konsumenten einzudringen, so würde sich entschieden noch ein weit größerer Absatz von Ersatzmitteln herausstellen. Und sobald die Kaffeepreise wieder dauernd jene Grenze übersteigen, bei der die Konsummöglichkeit der Arbeitermassen aufhört, so werden die billigen Ersatzmittel den Kaffee wieder aus jenen Schichten verdrängen und dieses weite Gebiet den Ersatzmitteln ausliefern. Auch wird kein Eingeweihter verkennen, daß die Industriellen der Kaffeeersatzmittel sehr rührige und erfinderische Leute sind und ihre Anstrengungen steigern, je lohnender die hohen Kaffeepreise ihre Produktion machen.

Wenn man also dieses Problem der Valorisation vom rein kommerziellen und volkswirtschaftlichen Standpunkt aus, in aller Ruhe, und ohne die schlechtberatende Erhitzung patriotischer Gemüter betrach-

tet, so wird man einsehen, daß man hier die Saiten nicht zu straff anziehen darf, wenn sie nicht über kurz oder lang springen sollen und daß die beste Sicherung der Valorisation in jener Mäßigung der Preisgestaltung gegeben ist, welche die oben erwähnten ernstesten Gefahren nicht aufkommen läßt. Der wahre, praktische Patriotismus kommt also zu einem wesentlich anderen Schlusse, als jene tropisch erhitzten Gemüter, die in jedem Abstrich an der Kaffeenotierung schon eine *lesa-patria* erblicken.

Nicht künstlich hochgetriebene Spekulationspreise, aber ein dauernd lohnender und sich erweiternder Absatz ist es, was unserm großen Kaffeeland zum Gedeihen gereicht und ihm zu einem ruhigen Wohlstande verhilft und was wir ihm in wohlwollendem Patriotismus wünschen.

Vertrag über den Ausbau der Santa Catharina-Eisenbahn.

Wie unsere Leser wissen, war der Bau der deutschen Santa Catharina-Eisenbahn ins Stocken geraten, nachdem von der konzessionierten Linie die Teilstrecke von Blumenau nach der Hansakolonie fertiggestellt worden war. Die Bahngesellschaft konnte sich zum Ausbau der ganzen genehmigten Linie nicht entschließen, weil sie im Umfang der ursprünglichen Konzession nicht lebensfähig erschien. Einer Konzessionserweiterung aber standen die Interessen und der Einfluß der Brazilian Railway Company entgegen, die den Bau der São Paulo—Rio Grande-Bahn ausgeführt hat und bekanntlich bestrebt ist, die gesamten Eisenbahnen Mittel- und Südbrasilien sowie Uruguays, Paraguays und Nordargentiniens ihrem Konzern anzugliedern. Es bedurfte des ganzen Geschicks und der Ausdauer des deutschen Gesandten, der alle deutschfreundlichen Politiker Brasiliens für die Frage zu interessieren wußte, um dem Einfluß der großen englisch-amerikanischen Gesellschaft ein Gegenwicht zu bieten. Nach langen Verhandlungen, die oft zu scheitern drohten und erst erleichtert wurden, als mit den Herren Lauro Müller und Barbosa Gonçalves zwei Männer an die Spitze der Ministerien des Aeußern und des Verkehrs kamen, die in ihrer Santa Catharinenser bzw. Riograndenser Heimat den Wert deutscher Arbeit schätzen gelernt hatten, ist nun endlich der Vertrag unterzeichnet worden, der den Weiterbau der deutschen Santa Catharina-Eisenbahn ermöglicht.

Zur Feier des Vertragsabschlusses gab der kaiserliche Gesandte, Dr. G. Michahelles, am Freitag Abend ein Diner, an dem der Minister des Aeußern, Dr. Lauro Müller, und die Herren Baron von Werther, Generalkonsul Münzthaler, Legationssekretär Dr. Weber, Militärattaché Oberleutnant Brunner, Vizekonsul Dr. Barandon, Handelsachverständiger Goering, Direktor Dr. Goes von der Santa Catharina-Eisenbahn, Bankdirektor Richarz, Eduard Dettmann, Verfasser des bekannten Werkes „Brasilien's Aufschwung in deutscher Beleuchtung“ und Dr. Brandenburger teilnahmen. Der Verkehrsminister war leider verhindert, der Einladung Folge zu leisten. Beim Champagner brachte der kaiserliche Gesandte ungefähr folgenden Toast aus:

„Eure Exzellenz! Meine Herren! Ich danke Ihnen, daß Sie meiner Bitte, mit mir den Abschluß des Vertrages über die Santa Catharina-Eisenbahn zu begeben, entsprochen haben. Besonders bin ich Eurer

Exzellenz zu Danke verpflichtet, und ich bedaure lebhaft, daß es Seiner Exzellenz dem Herrn Verkehrsminister wegen dienstlicher Verpflichtungen unmöglich wurde, heute Abend ebenfalls unter uns zu weilen. Der Herr Verkehrsminister hat die Angelegenheit stets mit großem Wohlwollen behandelt und ist Eurer Exzellenz und mir bei den Bemühungen um das Zustandekommen des Vertrags immer gern entgegengekommen. Mit Dankbarkeit gedenke ich auch Seiner Exzellenz des Herrn Präsidenten der Republik, der, wie ich weiß, von jeher diesem Bahnbau große Sympathie entgegengebracht und seiner Sympathie nunmehr durch die Unterzeichnung des Vertrages auch tatsächlichen Ausdruck verliehen hat. Eure Exzellenz hat sich seit vielen Jahren für die Santa Catharina-Eisenbahn interessiert und uns stets mit Rat und Tat beigestanden. Ich hoffe, daß die Bahn, die ein reiches Gebiet mit werktätiger Bevölkerung zu erschließen bestimmt ist, dem Staate Santa Catharina, der Heimat Eurer Exzellenz, den Nutzen bringen wird, den wir alle uns von ihr versprechen. Seine Majestät der Deutsche Kaiser, dem natürlich das Werk, weil zum großen Teil Menschen deutschen Stammes zugute kommend, besonders am Herzen lag, hat den Gang den Verhandlungen mit lebhafter Anteilnahme verfolgt und sich besonders eingehend über die Bemühungen Eurer Exzellenz unterrichten lassen. Seine Majestät war über den Vertragsabschluß außerordentlich erfreut und hat geruht, Eurer Exzellenz als Zeichen seines Dankes sein Bild mit eigenhändiger Unterschrift zu verleihen. Ich bin höchst erfreut, Eurer Exzellenz diese Mitteiligung machen zu dürfen und werde das Bild an einem von Eurer Exzellenz zu bestimmenden Tage persönlich überreichen. Ich bitte Sie, meine Herren, mit mir auf das Wohl des Herrn Ministers des Aeußern zu trinken.“

Herr Dr. Lauro war sichtlich bewegt, als er das Wort ergriff, um auf die Ansprache des kaiserlichen Gesandten zu erwidern. Er sagte:

„Eure Exzellenz hat mich durch die liebenswürdigen Worte, die Sie soeben an mich richteten, und besonders durch die Mitteilung von der Ehrung, die mir Seine Majestät der Deutsche Kaiser zuteil werden ließ, aufs tiefste gerührt. Ich bitte Eure Exzellenz, Seiner Majestät den Ausdruck meines ehrerbietigen Dankes übermitteln zu wollen. Ich verehere den Deutschen Kaiser, den ich das Glück hatte, persönlich kennen zu lernen, denn er ist ein wahrhaft großer Mann, groß als Herrscher und groß als Mensch. Weit entfernt davon, das Herrschertum als ein Anrecht auf Genuß zu betrachten, ist er vielleicht der eifrigste und unermülichste Arbeiter, den es in dem arbeitsamen Deutschland gibt. Und die Natur hat ihn mit solchen Geistesgaben ausgestattet, daß er selbst dann die Beachtung der ganzen Welt auf sich zöge, wenn er nicht an erster Stelle stände, denn er wäre dann noch immer ein großer Staatsmann geworden. Ich bin froh, hören zu dürfen, daß Seine Majestät über den Vertragsabschluß erfreut war. Auch Seine Exzellenz der Herr Präsident der Republik wird mit Genugtuung vernehmen, daß er Seiner Majestät mit der Unterzeichnung des Dekrets eine Freude gemacht hat, denn auch der Herr Präsident gehört zu den Verehrern des Deutschen Kaisers, weshalb er stets bedacht war, die Verhandlungen zu fördern. Seine Exzellenz hat eigens aus diesem Grunde auch die Unterzeichnung des Vertrags vor anderen angeordnet, die ebenfalls dem Abschlusse nahe sind. Aber auch materiell war es nicht mehr als billig, daß wir den Bau der Santa Catharina-Eisenbahn för-

derden. Die Deutschen haben in so hervorragendem Maße zum Aufschwung unseres Vaterlandes beigetragen, sie sind so wertvolle Faktoren unserer Entwicklung geworden, daß wir es gern sehen müssen, wenn deutsches Kapital und deutsche Arbeit sich auch auf dem Gebiete des Bahnbaues betätigt. Darüber sind sich alle brasilischen Politiker und Staatsmänner einig. Besonders aber für uns, die wir in unseren Heimatstaaten die deutsche Leistung täglich zu schätzen Gelegenheit haben und die wir sie lieben lernten, ich meine für die beiden Riograndenser, den Herrn Präsidenten der Republik und den Herrn Verkehrsminister, und für mich, den Santa Catharinenser, ist es ganz natürlich, daß wir jede Gelegenheit wahrnehmen, um die Beziehungen zwischen Brasilien und Deutschland inniger zu gestalten. Im vorliegenden Falle war ja nichts selbstverständlicher, als daß von denen, die jene Gegend besiedelten, auch die Bahn gebaut wird, die die Zone an den großen Verkehr anschließt. Es war daher unsere Pflicht, Eure Exzellenz bei den zuweilen recht mühsamen Verhandlungen zu unterstützen, soweit es eben in den Kräften einzelner liegt. Ich darf mich der Hoffnung hingeben, daß die Bahn, wie sie bereits im kleinen Maßstabe getan, nun erst recht in der größeren Ausdehnung zum Gedeihen meines Heimatstaates beitragen wird. Ich trinke auf das Wohl Eurer Exzellenz und auf die Blüte der Santa Catharina-Eisenbahn.“

Ehe die Tafel aufgehoben wurde, ergriff der Minister des Aeußern nochmals das Wort, um einen Toast auf den Deutschen Kaiser auszubringen.

Wochenschau.

Für die Entwicklung des italienisch-türkischen Krieges ist das wichtigste Ereignis, das sich seit Beginn dieses Monats abgespielt hat, entschieden die innere Umwälzung in der Türkei. Denn diese bedeutet nichts geringeres als die Beseitigung der jungtürkischen Herrschaft, unter der der Konflikt auf dem afrikanischen Gebiete entstanden ist. Wäre es nach früherer Gepflogenheit gegangen, so würde wieder der alte Kiamil als der eigentliche Antipode des Said an die Spitze gekommen; aber der alte Schlauberger hielt wohl selber die Trauben diesmal noch für zu sauer und ließ Ghazi mit einem Uebergangsministerium vorgehen, um diesem die Auskehr der Jungtürkenherrschaft zu überlassen und damit diese Partei selber von einem sofortigen Losschlagen zurückzuhalten. Allerdings hat die am 6. ds. erfolgte Auflösung der Kammer mit aller Deutlichkeit gezeigt, wohin der neue Kurst steuert. Denn unter den jetzigen Umständen ist es ziemlich ausgeschlossen, daß das Komitee „Einigkeit und Fortschritt“ bei den nächsten Wahlen nochmals die Mehrheit in der Kammer erringt, die es nach allseitiger Behauptung das letzte Mal nur durch die schlimmste Wahlmogelei erreicht hatte. Vor direkten Maßnahmen gegen die Jungtürken hat sich das neue Kabinett bisher noch enthalten, was aber vor den Wahlen immer noch anders werden kann. Hingegen gibt sich die neue Regierung vor allem Mühe, mit den Albanesen ins Reine zu kommen, ist ihnen durch Aufhebung des Belagerungszustandes, durch Amnestie und durch Einleitung von Friedensverhandlungen entgegengekommen, wobei die Albanesen ein weitgehendes Programm aufgestellt haben, das sie auf dem Wege nationaler Autonomie um ein ganzes Stück

weiter brachte. Indessen haben die guten Nachbarn auf dem Balkan, die alle wie heißhungrige Hunde den Topf mit dem türkischen Braten umlagern und jetzt wieder so sehr auf die große Teilung rechneten, zu diesem Ende verschiedenes versucht und sogar das kleine Montenegro mit seinem Ultimatum vorangeschickt, damit die blutigen Grenzstreitigkeiten zu einer allgemeinen Balkanentzündung sich ausdehnen sollten. Aber die Großmächte des Berliner Vertrages halten immer noch den Deckel des Bratentopfes feste zu und selbst Italien stoppt dabei, da es selber fühlt, daß es bei einer wirklichen Intervention der Mächte mit seinem Türkenhandel eher schlechter als besser abschneiden würde. So kann jetzt schon auch der Konflikt mit Montenegro als beendet betrachtet werden.

Ueber Friedensverhandlungen ist manches behauptet worden und ebensoviel wieder dementiert worden. Aber daß in der Schweiz Vertreter der beiden Mächte Vorbereitungen gehalten haben, ist kaum zu bezweifeln. Auch da geht die eigentliche treibende Kraft von den Großmächten aus und bei der neuen Lage in der Türkei dürfte der meiste Einfluß jetzt der englischen Diplomatie zufallen, während bei den Jungtürken bekanntlich die deutsche die Hauptrolle spielt. Berliner Nachrichten sind jetzt besonders friedenslustig und meinen, daß schon innert 3 Monaten der Waffentanz zu Ende gehe.

Auf dem Kriegsschauplatz ist die definitive Besetzung von Innern das Hauptereignis. Nicht weniger als 10.000 Mann benötigten die Italiener dazu. Aber sie haben nun damit einen neuen Centralpunkt für ein neues Operationsgebiet gewonnen. Das ist seit geraumer Zeit wieder ihr erster bedeutender Erfolg. Welche Opfer dabei sie und die Feinde brachten, ist nicht bekannt geworden.

* * *

Der französische Ministerpräsident, Herr Raymond Poincaré, über dessen Reise nach Rußland wir in der vorigen Wochenschau berichteten, wurde in Petersburg besonders festlich empfangen. Bei seiner Landung waren unter anderen auch der russische Ministerpräsident, Herr Kokonzow, und der Minister des Aeußern, Herr Sasanow zugegen. Am Nachmittage nach der Ankunft hatte Poincaré eine lange Besprechung mit den genannten Ministern. Abends fand im Ministerium des Aeußern ein Festessen statt, an dem fünfzig Personen, Staatsmänner und Diplomaten teilnahmen. Unter den Teilnehmern befanden sich auch die Herren Georges Louis, französischer Botschafter in Petersburg, und Iswolski, russischer Botschafter in Paris. Am nächsten Tage hatte Poincaré eine zweistündige Audienz bei dem Zaren, mit dem er auch an den folgenden Tagen wiederholt zusammenkam und lange Besprechungen hatte, über die noch nichts Näheres verlautet, die aber jedenfalls die auswärtige Politik betrafen und für diese von hoher Wichtigkeit waren. Am dritten Tage seiner Anwesenheit in Rußland wohnte Poincaré im Zarskoje-Seló einer großen Parade bei, an der 60.000 Mann teilnahmen. Von Zarskoje-Seló zurückgekehrt, hatte Kaiser Nikolaus eine lange Besprechung mit seinem Minister des Aeußern, Grafen Sasanow, der gleich darauf wieder mit dem Franzosen zusammenkam. Den Schluß machte ein Bankett, das Poincaré seinen russischen Kollegen gab. Am nächsten Tag fuhr er nach Moskau, wo er jedenfalls die Stätte sehen wollte, von wo vor rund hundert Jahren Napoleon seinen ersten Rückzug antrat — Die französische Presse befaßt sich mit der Reise des Premiers nach Petersburg sehr ausführlich und alle Zeitungen stim-

men darin überein, daß dieser Besuch eine große politische Bedeutung habe. Der „Gaulois“ meint, daß in Petersburg ein wichtiger Vertrag zustande gekommen sei, den Kaiser Wilhelm bereits gekannt. Darüber brauche man sich nicht zu wundern, denn der Kartenverteiler ist gegenwärtig Sasanow, der in Baltischport mit Kaiser Wilhelm zusammen kam. Die Reise des französischen Ministerpräsidenten ist jedenfalls ein weiterer Punkt desselben Programms, das in Baltischport eingeleitet wurde. — Die deutsche Presse scheint sich mit diesem wichtigsten Ereignis der politischen Woche weniger zu befassen, denn der Telegraph hat uns keine bedeutende Äußerung eines deutschen Blattes übermittelt.

* * *

Die Türkei ist wieder von einer schweren Katastrophe betroffen worden. Schon am vorigen Sonnabend wurde von verschiedenen Seiten gemeldet, daß die seismographischen Stationen eine heftige Erderschütterung registriert hätten, aber man wußte nicht, wo die Katastrophe sich ereignet hatte und vermutete, daß es sich um den Kaukasus handeln müsse. Das Erdbeben ist aber viel näher gewesen: es hat die europäische Küste des Marmara-Meeres heimgesucht und an dieser Küste ist jetzt, wenn man den Telegrammen ein volles Vertrauen schenken kann, kein einziges Haus mehr. Die Stadt Galipoli ist vollständig zerstört und nichts anderes mehr als ein Haufen Ruinen. Die Konsulate von Frankreich, Griechenland und England sind eingestürzt. Alle Straßen sind von den zusammengefallenen Mauern verschüttet. Der durch das Erdbeben und das nachher ausgebrochene Feuer angerichtete Schaden ist enorm und die Zahl der Toten und Verwundeten kann noch nicht einmal abgeschätzt werden, denn die Ruinen sind schwer zugänglich und es wird eine geraume Zeit vergehen, bis sie weggeräumt und die Leichen alle gefunden sein werden. Daß die Zahl der Toten eine große sein muß, kann schon deshalb behauptet werden, weil die zusammenstürzenden Wände sehr schnell die engen Straßen versperren und so die Flucht ins Freie unmöglich machten. Die Einwohner, die hinter ihren Häusern keine Gärten hatten und über die Straße flüchten mußten, dürften alle Opfer der Katastrophe geworden sein. Außer der Stadt Galipoli sind auch die Ortschaften Mariofilo, Karaklitia, Peristosis, Rodostes und Kliuri zerstört worden, also wohl das ganze Valajet von Adrianopel, und so übertrieben das auch erscheint, so müssen wir nach der Aufzählung dieser Ortschaften der Nachricht Glauben schenken, daß an den Dardanellen und auf dem europäischen Ufer des Marmara-Meeres nur noch wenige unversehrte Häuser stehen. Was das Erdbeben verschonte, das hat das nachher ausbrechende Feuer zerstört und das Unglück ist vollkommen. Die türkischen Zeitungen in Konstantinopel sprechen von tausend Toten, aber diese runde Zahl wird wohl nicht stimmen und wir müssen spätere Nachrichten abwarten, um über den ganzen Umfang der Katastrophe ein Urteil bilden zu können. Diese Nachrichten werden aber nicht so schnell eintreffen, denn es ist nicht leicht, den Schutt wegzuräumen und erst nach dem Wegräumen der Trümmer wird man mit Bestimmtheit von der Zahl der Toten sprechen können. Die letzten Nachrichten sagen, daß schon achthundert Leichen geborgen worden seien, aber diese durch viele Hände gegangenen Telegramme können nicht als absolut zuverlässig angesehen werden. Wir müssen abwarten, bis die erste Aufregung sich gelegt hat. Vielleicht werden wir erst nach einigen Wochen in der Lage sein, über die furchtbare Katastrophe, etwas Genaueres sagen zu können.

In Marseille haben sich 150 Artilleristen nach Marokko eingeschifft. Derselbe Dampfer, mit dem die Soldaten abreisen, nimmt für die französischen Truppen in Marokko große Posten Munition mit. Wie das „Echo du Paris“ zu melden weiß, wird der Sultan von Marokko, Muley Hafid, bald in Marseille eintreffen. Die Reise des Sultans wird mit dem Gerüchte in Verbindung gebracht, daß er amtsmüde sei, und abdanken wolle. Das alles deutet darauf hin, daß die Marokkowirren den Franzosen noch Kopfschmerzen bereiten werden.

* * *

Die Intervention der Vereinigten Staaten in Mexiko dürfte wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen. Der Gouverneur von Texas hat an den Präsidenten Taft telegraphiert, daß der Eingriff in die inneren Angelegenheiten des Nachbarlandes eine dringende Notwendigkeit geworden sei. Wenn die Regierung von Washington nicht eingreifen wolle, dann werde er auf eigene Verantwortung und Gefahr intervenieren, um die bedrohten Nordamerikaner in Mexiko zu schützen. Diese kategorische Erklärung des schneidigen Gouverneurs hat in Nordamerika ein kolossales Aufsehen erregt und dieser Mann hat durch sein entschlossenes Vorgehen sich bei den Imperialisten für eine spätere Präsidentenwahl bestens empfohlen.

Die Ver. Staaten werden außerdem sich wohl bald genötigt sehen, auch in Nicaragua zu intervenieren. Der Revolutionsgeneral Zeledon bombardiert die Hauptstadt Managua, obwohl die diplomatischen Vertreter des Auslandes gegen dieses brutale Vorgehen protestiert haben. In der Stadt sind schon viele Häuser zerstört und mehrere Menschen getötet. Zeledon will nichts anderes, als den gegenwärtigen Präsidenten absetzen, um selbst an die Krippe zu kommen.

* * *

Der Londoner „Financier“ befaßt sich in einem Artikel sehr ausführlich mit dem Plane, die brasilianische Zentralbahn an eine ausländische Gesellschaft zu verpachten. Das Blatt meint, daß die Pachtung der verlotterten Linie ein schlechtes Geschäft wäre. Die Gesellschaft, die diese Eisenbahn übernehmen würde, müßte sich von der brasilianischen Regierung ausbedingen, daß sie die Frachten erhöhen und das Personal sofort nach der Übernahme vermindern dürfe. Bei den gegenwärtigen Frachten könne die Gesellschaft nichts einnehmen und mit dem jetzigen Personal könne sie überhaupt nicht bestehen, denn das sei erstens zu zahlreich und zweitens total unfähig, seine Aufgabe zu erfüllen. Die letzten Katastrophen führt das Blatt darauf zurück, daß das Material der Bahn sich in dem denkbar schlechtesten Zustande befindet und die „überlegene“ Verwaltung zu nichts taugt. In den Börsenkreisen wird vermutet, daß der „Financier“ im Auftrage einer Gesellschaft schreibt, die die Zentralbahn pachten will und daran interessiert ist, diese Linie als wertlos erscheinen zu lassen. Auch in Brasilien sprach man diese Woche davon und verschiedene Zeitungen veranstalteten Rundfragen, um zu erfahren, was die Staatsmänner über ein solches Verpachtungsprojekt denken, aber aus den verschiedenen Äußerungen ganz kompetenter Leute haben wir noch immer nicht mit Bestimmtheit herauszuhören können, ob man an maßgebender Stelle wirklich an die Verpachtung der Linie denkt oder nicht, aber wir glauben, sagen zu können, daß dieses nicht der Fall ist. Die Leute, die über die Zentralbahn zu bestimmen haben, sind dieselben, die seinerzeit die riograndenser Staatsbahnen an die

„Compagnie Auxiliaire“ verpachteten und sie sind jedenfalls nicht mehr geneigt, dasselbe Experiment noch einmal und sogar in größerem Maßstabe zu wiederholen. Sie wissen nämlich, daß das Personal einer verpachteten Eisenbahn kein Stimmvieh ist, und der Gedanke, bei den Wahlen auf die Stimmen der Zentralbahner verzichten zu müssen, ist für sie jedenfalls schrecklicher als eine Entgleisung per Woche.

* * *

Auch unser deutsches Vaterland ist von einem schweren Unglück heimgesucht worden, das allerdings nicht so erschütternd war, wie das, das die Türkei heimgesucht hat, das aber doch auf das ganze Land einen starken Eindruck gemacht hat. In der Kohlenmine „Lothringen“ in Westfalen ereignete sich eine furchtbare Explosion schlagender Wetter. Im Augenblick der Katastrophe befanden sich 650 Arbeiter in der Mine. Es sind 60 Tote und 25 Verwundete heraufbefördert worden. Nähere Nachrichten fehlen. Sonst ist aus Deutschland nichts zu melden.

Notizen.

São Paulo.

Die Ersatzwahl in der Abgeordnetenkammer für den demissionierenden Dr. Julio Cesar Ferreira de Mesquita ist auf den 15. September angesetzt.

Ein großes Schadenfeuer zerstörte am 13. dieses Monats in der Rua Santa Epligenia 94 A die Schneiderei und das Kurzwarengeschäft von João de Salles Robles, sowie einen Teil der Schuhmacherei von Henrique de Carvalho. Der Eigentümer Robles war im Innern des Staates abwesend und durch seinen Bruder Affonso Salles vertreten.

Dieser und die Angestellten zogen sich abends 7 Uhr zurück, nur ein Angestellter, Manuel Martins, übernachtete im Geschäft. Das Feuer brach in der Schneiderei aus; aus welcher Ursache, konnte noch nicht festgestellt werden. Der Schuhmacher ist in der Comp. Brasileira für 35 Contos versichert und will einen Schaden von 40 Contos erlitten haben; der von Rio Claro heimgekehrte Robles schätzt sein Warenlager auf 100 Contos und war bei der Cruzeiro für 40 und bei der Minerva für 30 Contos versichert. Die Feuerwehr hat es verhindert, daß das Feuer in der Schuhmacherei weiter um sich griff, und hat bis morgens 4 Uhr gearbeitet.

Ein Arbeiterkonflikt entstand gestern nachmittags in der Pantoffelfabrik der Rua Gomes Jardim, Braz. Einige 50 Arbeiter hatten die Fabrik aus nicht näher bekannter Ursache verlassen und wollten die übrigen auch zur Niederlegung der Arbeit zwingen. Dabei kam es zum Konflikt. Der Gerent der Fabrik hatte Polizeihilfe erbeten, worauf der 5. Kommissar, Dr. Neves, mit Mannschaften erschien und die streitenden Arbeiter auseinandertrieb.

Casa Edison.

S. PAULO

AVIS.

2743

Nachdem wir uns entschlossen hatten, neuerdings eine

Spielwaren-Abteilung

unserm Geschäfte anzugliedern, beehren wir uns heute, unsern Freunden und Kunden mitzuteilen, dass wir soeben eine Mustersendung von vielen tausenden verschiedenen und allermodernsten Spielsachen erhalten haben, welche wir nunmehr ausstellen und zu konkurrenzlosen Preisen zum Verkauf bringen.

Phonolas - Trichterlose Sprech- u. Musikapparate

von 65\$000 aufwärts

Neues Platten-Repertoire soeben angekommen.

Besuchen Sie bitte unser neues Haus.

Kein Kaufzwang

Rua 15 de Novembro No. 55.

Paulistauer Schulwesen. Ueber den Schulbesuch während des Jahres 1911 hat die Generaldirektion eine statistische Tabelle angefertigt, der wir folgende Angaben entnehmen. Die Schulen besuchten 176.036 Kinder beiderlei Geschlechtes. Gegen 1910 bedeutet diese Ziffer eine Zunahme von 51.438. Die Schulen verteilen sich in verschiedene Gruppen: in eigentliche Staatsschulen, die von 121.734 Schülern besucht wurden, in Munizipalschulen mit 14.348 Kindern, in Partikularschulen mit 39.308 Kindern und in Bundesschulen mit 646 Kindern. Auf Primar- oder Volksschulen entfielen:

	Kinder
bei den Staatsschulen	117.749
„ „ Munizipalschulen	14.348
„ „ Partikularschulen	34.416

	166.513

Auf die Staatshauptstadt kommen von den Staatsschulen 26.189 Kinder, darunter 19.439 in Volksschulen, auf das Innere 91.247 Kinder.

Im höheren Unterricht verteilt sich die Schülerzahl von 2958 also: auf das Gymnasium 690, Militärschule 313, Mittel-Lehrerbildungsanstalt 948 (203 Knaben u. 745 Mädchen), Volkslehrerbildungsanstalten 1696 (Knaben 581, Mädchen 1115, Ackerbauschulen 214, Polytechnische Schule 222. Vom Staate subventionierte Privatschulen besuchten 7186 Kinder, nicht-subventionierte Privatschulen besuchten 32.122 Kinder. Die vom Bunde erhaltenen Schulen sind: Rechtsfakultät mit 430 Studenten, (keine Studentin), Handwerkerschule 144, Marineschule 72 Zöglinge. Nach den Geschlechtern verteilt sich die Kinderzahl in den Staatsschulen der Hauptstadt ziemlich gleichmäßig: 12.999 Knaben und 12.865 Mädchen, im Innern 47.687 Knaben und 43.650 Mädchen, bei den Munizipalschulen 9862 Mädchen und 4486 Knaben, bei den Privatschulen 24.840 Knaben und 15.458 Mädchen. Im höheren Unterricht mit 2958 Schüler sind Mädchen in der Zahl von 1860 nur in den Lehrerbildungsanstalten vertreten. Bei den Partikularschulen sind die italienischen mit 5387 Kindern vertreten in Schulen, die von der „Unione Magistrale Italiane“ und von der Federazione delle Scuole Italiane“ erhalten werden.

Die Posteinnahmen in São Paulo erreichten im Juli 121:661\$ oder 17:185\$ mehr als im Juli 1911.

Die Krankenpflegerinnen-Schule, welche in der Santa Casa de Misericordia auf Anregung von Dr. Maria Renotte gegründet wurde, zählt gegenwärtig 55 Schülerinnen. Davon werden 24 bei dem Berufe als Krankenpflegerinnen verbleiben; die anderen sind Töchter aus den besseren hiesigen Familien, die in dieser Schule die Grundlehren der Hygiene und der Krankenbehandlung lernen, die ihnen als Mütter und Hausfrauen später außerordentlich guten Dienst leisten werden.

Wagenverkehr. Auf Verlangen des dritten Delegado, Herr Rudge Ramos, wird der Munizipalpräfekt, Baron Raymundo Duprat, verbieten, daß die Wagen die Rua 15 de Novembro hinauffahren. Die Vehikel werden also von jetzt ab wohl von der Rua Direita nach der Praça Antonio Prado aber nicht umgekehrt fahren können. Diese Maßnahme wäre, da sie die Rua 15 de Novembro entlastet, mit Freuden zu begrüßen, aber sie trägt andererseits wieder dazu bei, daß die Rua São Bento noch mehr in Anspruch genommen wird und das ist schließlich so gehüpft wie gesprungen.

Fall Calvo II. Vor einigen Tagen wurden in São Paulo verschiedene Individuum wegen Ruhestörung verhaftet. Da sie nach der gesetzlich festgesetzten Zeit nicht wieder zum Vorschein kamen,

wurde für sie von einem Advokaten Habeas Corpus beantragt. Die Antwort der Polizei auf die diesbezügliche Anfrage des Richters lautete, daß die Verhafteten alle schon entlassen seien, was aber nicht der Fall ist. Der Advokat hat nun sein Gesuch erneuert und das Justiztribunal hat wieder bei der Polizei angefragt, wie es mit der Verhaftung stehe, denn der Advokat behauptet, daß seine Klienten von dem einem Posten nach dem anderen gebracht worden seien. Dieser Fall erinnert an das geheimnisvolle Verschwinden des Streikführers Calvo, dessen Gefangenschaft auch abgeleugnet wurde und der erst zum Vorschein kam, als der Justizsekretär die einzelnen Polizeiposten durchsuchte.

Ertrunken. Am Mittwoch hat der kleine Tamanduatehy wieder zwei junge Menschenleben als Opfer gefordert. Um zwei Uhr nachmittags fiel die 19jährige verheiratete Benedicta dos Santos beim Wäschewaschen in den Fluß. Der Polizeisoldat João B. Primeiro, der gerade vorbeiging, sah sie im Wasser verschwinden und kurz entschlossen sprang er ihr nach. Leider wußte er, obwohl guter Schwimmer, nicht, wie man einen Ertrinkenden rettet und so wurde auch er mit in die Tiefe gerissen und bezahlte seine edle Tat mit dem Leben. Die Leiche des unglücklichen Soldaten wurde noch am Abend desselben Tages gefunden, die der Frau war aber bis heute morgen noch nicht entdeckt worden.

Japanische Einwanderung. Das Ackerbausekretariat hat der japanischen Kolonisationsgesellschaft für die Einführung von 1431 Einwanderern 8685 Pfund Sterling ausgezahlt.

Schwindler. Vor einigen Tagen tauchte in São Paulo ein junger Mann auf, der sich als Redakteur der fluminenser „Gazeta de Noticias“ ausgab, und Emilio Thevenard zu heißen behauptete. Seine Mission bestand angeblich darin, für die Errichtung eines Denkmals für Euclides da Cunha Geld zu sammeln. Die fluminenser Journalisten sind in São Paulo fast alle bekannt und deshalb wunderte man sich, daß es hier keinen einzigen Menschen gab, der von einem Emilio Thevenard schon etwas gehört hätte. In São Paulo besteht auch ein Comité, das für die Errichtung eines Euclides-Denkmal arbeitet und dieses war von dem Auftauchen des „Journalisten“ nicht wenig überrascht, denn es war doch sonderbar, daß man von Rio jemanden nach São Paulo schickte, ohne davon das Comité, das er doch zuerst besuchen mußte, zu benachrichtigen. Der Comité-schriftführer telegraphierte deshalb nach Rio an den Chefredakteur der „Gazeta de Noticias“ und die eingetroffene Antwort meldete, daß dort ein Mann namens Thevenard vollkommen unbekannt sei. Der Fall wurde der Polizei zur Kenntniß gebracht.

Aus den Geheimnissen einer Zeitungsgründung. Ueber Rio kommt uns die Nachricht, daß verschiedene Größen der hiesigen republikanischen Partei das Bedürfnis zur Bildung einer Oppositionspartei fühlen; man nennt als solche Dr. Tibiriçá, Bernardino de Campos, Albuquerque Lins etc. Natürlich muß eine Partei vor allem ein Sprachorgan, eine Zeitung haben. Das neue Blatt soll der bekannte Journalist Annibal Machado leiten und die nötigen Fonds sollen also geliefert werden: „Light“ 40 Contos, Sorocabana-Bahn 20 Contos, Stadtpräfektur 20 Contos etc. Die neue Partei schiekt also als echte „Heilsarmee“ ihre Mädels mit dem Klingelbeutel herum und wie man sieht, mit Erfolg. Die Verantwortung für die Richtigkeit dieser interessanten Information müssen wir aber der „A Noite“ in Rio überlassen. Immerhin interessant ist es zu sehen, wie es gemacht wird.

Einwanderung. Vom 1. Januar bis 7. August sind im Ganzen 58.233 Einwanderer im Staate São

Paulo angekommen. In den nächsten Tagen werden weitere 1.194 Einwanderer in Santos erwartet.

Brasil Railway. Aus Paris kommt die Nachricht, daß die Pläne der Brasil Railway (siehe unseren Leitartikel vom 7.) in den französischen finanziellen Kreisen keinen guten Anklang finden. Verschiedene Zeitungen haben bei bedeutenden Geldleuten nach ihren Ansichten über das Projekt des Herrn Farquahr angefragt und die haben alle sich dahin geäußert, daß sie es für unausführbar halten. Ein gegenwärtig in Paris weilender brasilianischer Kapitalist hat unverholen ausgesprochen, daß die Monopolisierung der Eisenbahnen für Brasilien ein Unglück wäre. Das alles wird aber die smarten Yankees nicht hindern, auf ihr Ziel loszusteuern. Geht es diesmal noch nicht, dann ist das auch kein Beinbruch und man kann den Versuch später noch einmal wiederholen. Wenn die Herren Nordamerikaner sich etwas in den Kopf gesetzt haben und wenn sie sich von irgendeinem Unternehmen ein tadelloses Geschäft versprechen, dann lassen sie nicht so leicht locker.

Das Asyl der Aussätzigen in Guapira beherbergte im Juli 90 Kranke, 59 Männer und 31 Frauen. Es traten 8 ein, gingen 5 heraus und starben 2. Unter diesen Kranken befinden sich 24 Fremde, 18 Männer und 6 Frauen.

In der Santa Casa de Misericordia wurden während des Monats Juli 1764 Kranke gepflegt. Zu Beginn des Monats waren 813 vorhanden, 951 traten ein, 880 wurden entlassen, 68 starben und 816 blieben am 1. August. Pensionisten waren nur 26. Von den Patienten waren 477 Brasilianer und 339 Fremde. Konsulten wurden 3064 gegeben, 194 Operationen und 2247 elektrische Applikationen vorgenommen. Für die Apotheken wurden 19.059 Rezepte ausgefertigt. Unter den 68 Verstorbenen waren 15 Tuberkulöse.

Zwei böse Raubvögel sind in die Hände der Polizei geraten. Am 7. Februar 1907 haben zwei Individuen, mit Unterstützung anderer, im Hause von Paulino Venancio de Carvalho auf der Fazenda Pesobas, Distrikt Uberabinha, eingebrochen, den Eigentümer durch Messerstiche und Schüsse ermordet, nachher alles Begehrtes von über 5 Contos Wert geraubt. Die Beweise reichten zur Erhebung der Anklage. Am 13. Juli dieses Jahres schickte nun die Minas-Regierung das Auslieferungsgesuch, da die beiden Verbrecher sich in Jardópolis niedergelassen hatten mit einem Geschäftshaus, unter den Namen Virgilio Borges und Theotonio Simões. Die Polizei hat die Verbrecher bereits nach São Paulo gebracht, wo sie die von Minas eintreffende Bewachung abwarten mußten, um heute nach Minas überführt zu werden. Gleichzeitig mit ihnen wird der „Gato Preto“ alias Theophilo Emerenciano de Paula dorthin geführt, der in Santo Antonio do Machado im Vorjahre einen Mordversuch auf „Chico Diabo“ alias Francisco Octaviano machte.

Streik. In Santos ist am 8. ds. wieder ein Streik ausgebrochen. Die Arbeiter der Companhia Telephonica verlangten Erhöhung des Tagelohnes von 4 auf 6 Milreis und Wiedereinstellung eines entlassenen Arbeitskollegen.

Das hiesige Kaiserlich Deutsche Konsulat bittet uns, bekannt zu geben, daß dort eine Reihe von zum Teil sehr umfangreichen Handels-Adreßbüchern ausliegen. So unter anderem das „Deutsche Reichs-Adreßbuch 1911“, „Meier's Adreßbuch der Exporteure in den Haupt-Handelsplätzen“, „Außenhandels-Adreßbuch von Deutschland“, „Der Führer durch die Bijouterie-, Silber- und Metall-

waren-Industrie sowie deren Hilfsbranchen durch Deutschland“ sowie das unlängst im Reichsamt des Innern herausgegebene kleine „Handbuch für den deutschen Außenhandel“, auf dessen Inhalt wir bereits in unserer Nummer vom 1. v. M. kurz verwiesen. Das gesamte Material an Adreßbüchern steht Interessenten jeder Zeit in den Amtsräumen des Kaiserlich Deutschen Konsulats, Rua São Bento No. 51, zur Einsicht zur Verfügung.

Orthographie-Reform. Wie unseren Lesern noch erinnerlich sein wird, haben vor einigen Wochen mehrere hundert paulistaner Lehrer an die Staatsregierung die Eingabe gerichtet, die in Portugal bereits offiziell eingeführte phonetische Orthographie anzunehmen. Die Herren Lehrer verknüpften die Frage der Reform der Rechtschreibung mit der Bekämpfung der „deutschen Gefahr“ und stellten es so hin, als ob Brasilien die größte Gefahr drohe, germanisiert zu werden und als sei die Verballhornung der Orthographie das einzige Mittel, diese Gefahr abzuwenden. Nach diesem sonderbaren Vorgehen der paulistaner Lehrerschaft waren wir gespannt, zu erfahren, was die Regierung zu dem Reformprojekt sagen werde. Der Staatssekretär des Innern setzte eine aus den Herren Doktoren João Chrysostomo, Generaldirektor des staatlichen Unterrichtswesens, Oscar Thompson, Direktor der Normalschule und Augusto Freire da Silva, Direktor des Gymnasiums in São Paulo, bestehende Kommission ein, die das Projekt prüfen und begutachten sollte. Diese Kommission hat jetzt das Gutachten fertiggestellt und wird es dieser Tage dem Staatssekretär vorlegen. Wie man erfährt, ist nur Dr. Freire da Silva der Reform günstig gesinnt; die zwei anderen Herren sind gegen die Neuerung, die sie für inopportun halten. In ihrem Urteil heben sie hervor, daß alle Lehrbücher, welche von den Kindern in den Schulen benützt werden, in der alten Orthographie geschrieben seien, wenn die Staatsregierung nun die verlangte Reform für den Schulgebrauch vorschreiben würde, dann würde ein heilloses Durcheinander entstehen, unter dem der Unterricht leiden würde. Die Kinder würden nicht mehr wissen, was denn nun richtig und was denn falsch ist und das würde ihnen die Lust zum Lernen nehmen. — Dieses Gutachten ist der Regierung noch nicht übergeben worden, aber man weiß schon, wie sie sich entscheiden wird: sie hält sich nicht für kompetent, über die Orthographie zu entscheiden. Wenn also das Gutachten auch für die Reform günstig ausgefallen wäre, dann hätte die Regierung den von ihr verlangten Schritt nicht getan, sondern die Orthographie in den Schulen so gelassen wie sie ist. Die sechshundert Lehrer, die die Eingabe an die Regierung unterschrieben, haben jetzt allen Grund, die Staatsregierung unpatriotisch zu nennen. Sie haben mit so wunderbarer Logik bewiesen, daß alles Heil Brasiliens davon abhängt, daß nicht mehr „hymnó“, sondern „ino“ geschrieben wird, und die Regierung nimmt diesen „Beweis“ nicht an. Kann da nicht der Verdacht entstehen, daß die Herren Rodrigues Alves und Altino Arantes der „expansão allemã“ in die Hände arbeiten wollen?

Der nordamerikanische „Millionär“, Charles Drosner, der in der Mitwochsstizung vom Schwurgerichte von der Anklage des Diebstahls freigesprochen wurde, ist schon auf freien Fuß gesetzt worden und wird sich dieser Tage nach Nordamerika begeben. Zu einigen Reportern, die ihn ausfragten, sagte er, daß Brasilien sehr rückständig sei und daß hier niemand gut leben könne, weil die Justiz zu streng sei. Die letzte Behauptung enthält eine Verallgemeinerung und die erste stimmt auch nicht, denn Drosner hat für seine Verteidigung

gung, die absolut nicht schwer war, vier Contos geben müssen, was doch als ein Zeichen aufgefaßt werden kann, daß man auch hier die moderne Zeit richtig erfaßt hat. Uns kommt es vielmehr so vor, daß Drosner, der in Nordamerika die Rechte studiert und schon die Advokatur ausgeübt hat, selbst etwas rückständig ist, denn einem aufgeweckten Yankee dürfte es nicht passieren, daß er, kaum in Brasilien angekommen, der Polizei in die Hände fällt, die sich doch wohl durch alles andere, aber nur nicht durch eine besondere Findigkeit auszeichnet.

Was sich hier eine Staatsbahn erlaubt. Von Taubaté verreisten mehrere Personen nach Quirim. Aber der Zug hielt bei dieser Station nicht und so mußten die Leute bis Caçapava fahren. Als Grund dieses Versäumnisses gab man ihnen an, der Zug habe Verspätung, könne also nicht überall halten. Als die Leute von Caçapava zurückfuhr, war auf dieser Station kein Stationschef zu finden und der Zug fuhr deshalb ohne die vorgeschriebene Ordre los. So wird's gemacht auf der Massenmörder-Bahn!

Personalmeldungen. Mit dem Dampfer „Mafalda“ tritt morgen Herr Rudolf Troppinair, Eigentümer der „Deutschen Zeitung“, eine Europareise an. Glückliche Reise und baldiges frohes Wiedersehen!

— Ein seltenes Familienereignis feierte am 7. ds. Herr Hans Steffen sen. in Friedburg, indem er zum 100sten Male Groß- und Urgroßvater geworden ist, wie dies aus einer Einsendung von Herrn Sander hervorgeht.

Das Schulfest Villa Marianna hat gestern wieder seine alte Anziehungskraft im vollen Maße ausgeübt. Es bedurfte nur des schönen Wetters, das gestern denn auch den ganzen Tag andauerte, daß in der Chacara des deutschen Krankenhausvereins, die sich für solche Volksfestlichkeiten vorzüglich eignet, wieder der größte Teil unserer deutschen Kolonie zusammenkam. Es dürften einige 2500 Personen gewesen sein, die sich an dem Feste beteiligten. Für ihre Unterbringung, Versorgung mit Speise und Trank und Unterhaltung war ausreichend vorgesorgt. Allerdings war die Nachfrage allseitig groß. Schon früh am Nachmittag waren sämtliche Billets der Tombola verkauft und die Bestteilnehmer mit den schönen Preisen beladen. An mehreren Stellen wurden die verschiedenen Bierarten ausgeschenkt, dazu saftige Wiener Würstchen verabfolgt, ebenso Kaffee mit Kuchen. Abends konnten alle diese Betriebe „Ausverkauf“ konstatieren. Ebenfalls sehr besucht war der Schießstand, so daß fast nicht alle Kampflustigen an die Reihe kommen konnten, bis der Abend hereinbrach. Auch dafür war eine größere Anzahl schöner Preise bestimmt. Für Unterhaltung sorgten die Gesangsvorträge der Kinder und eine flotte Musikkapelle. Gegen Abend bildeten sich dann auf verschiedenen Stellen Gesangsgruppen ad hoc, die bis in die Nacht hinein ihre patriotischen Weisen erklingen ließen. Außerordentlich stark war der Andrang auf dem „Parkett“ des Tanzbodens, der zuerst der Schuljugend überlassen und mit Einbrechen der Nacht dann von der erwachsenen Generation besetzt wurde. In dem Maße, wie sich allmählich die deutschen Familien zurückzogen, traf von allen Seiten Ersatz ein, so daß mit der Zeit die tanzlustige Gesellschaft ein sehr internationaler Gepräge annahm. Doch verlief alles ohne irgendwelche Störung.

Der gestrige Tag war wohl einer der meistbesuchten des Villa Marianna-Schulvereins. Dem dürfte auch der finanzielle Erfolg entsprechen. Im all-

gemeinen hörte man allseitige Befriedigung über den schönen Verlauf der Veranstaltung.

Auf dem Schießstande wurden mit den Floberts gleich von Anfang an gute Resultate erzielt. Zwei Schützen, Herr Ehlers und Herr Moor, schossen die Maximalzahl von 300 Punkten. Beim Ausstechen siegte dann Herr Ehlers, der als „Schützenkönig“ auch den von der „Deutschen Zeitung“ ausgesetzten Preis erhielt. Die Liste der Preisgewinner weist folgende Reihenfolge auf: 1. Ehlers, 2. Moor, 3. Rudolph, 4. Keller, 5. Wennberg, 6. Knoblauch, 7. Nielson, 8. Krauer, 9. Frauendorf Robert, 10. Frauendorf Otto, 11. Kloos, 12. Sappold, 13. Karl Jerosch jr., 14. Klenk, 15. Saar, 16. Bruns, 17. Novotni, 18. Jerosch sen., 19. Ripper, 20. Bamberg Heinrich, 21. Schmidt Albert, 22. Reinicke.

Der Vorstand des Deutschen Schulvereins Villa Marianna ersucht uns bekannt zu geben, daß etwa noch nicht in Empfang genommene Gewinne bis Donnerstag in der Schule Rua Domingos de Moraes Nr. 18 abgeholt werden sollten, widrigenfalls angenommen wird, der Gewinner verzichte zugunsten des Schulvereins auf seinen Gewinn. Die Bilderlosung hatte folgendes Ergebnis: 1. Preis Nr. 26, 2. Preis Nr. 89, 3. Preis Nr. 136, 4. Preis Nr. 64, 5. Preis Nr. 101, 6. Preis Nr. 95.

Zusammenstoß. Am Sonntag abend stieß in der Rua das Palmeiras das Automobil Nr. 369 gegen den Straßenbahnwagen Nr. 665. Der Chauffeur, Sylvio Dalalve und der Insasse des Autos, der Mechaniker Sylvio Regi wurden verletzt, aber ihr Zustand scheint keine Besorgnis einzufloßen. Nachdem ihnen auf der Polizeistation Hilfe geleistet worden war, konnten die beiden Sylvios sich nach Hause begeben. Bei dem Zusammenstoß, an dem nur der Chauffeur schuldig ist, wurde das Automobil sehr beschädigt. Die Polizei hat eine Untersuchung des Falles eingeleitet.

Für die praktische Ackerbauschule „Luiz de Queiroz“ hat im Auftrage des Ackerbausekretärs der Generalkommissär in Brüssel Hr. Georges Ramiteanu als Professor für die Zootechnik kontraktlich angestellt. Herr Ramiteanu hat am belgischen Ackerbauinstitut Gembloux seine Studien mit Auszeichnung gemacht und nachher die Leitung eines Landgutes in Rumänien übernommen. Er wird in den nächsten Tagen nach hier sich einschiffen.

Die Einwanderung erreichte vom Anfang des Jahres bis zum 12. ds. 59.697 Köpfe; bis zum 21. ds. sind noch 172 angemeldet.

Französische Mission. Wir sind schon gewöhnt, daß in ganz kurzen Abständen das Gerücht auftaucht, die Staatsregierung werde den Kontrakt mit der französischen Instruktionsmission nicht mehr erneuern, aber kein einziger von denen, die diese Nachricht in den Kurs bringen, hat bisher sagen können, daß er autorisiert sei, eine solche Behauptung aufzustellen. Jetzt hat wieder der paulistaner Korrespondent des fluminenser „Correio da Manhã“ das alte Gerücht von neuem aufgewärmt. Er behauptet, versichern zu können, daß der Missionschef, Oberst Balagny, der gegenwärtig in Frankreich weilt, nicht mehr zurückkehren werde. Der alte Kontrakt ist im Monat Juli abgelaufen und man hat ihn bisher nicht erneuert, obwohl die französischen Offiziere nach wie vor ihren Dienst versehen. Der gedachte Korrespondent sagt nun, daß die Zeit Balagnys abgelaufen sei, er habe hier nur noch Gegner und keinen Freund. Wenn zwischen der Staatsregierung und der Mission auch noch ein Vertrag zustande komme, so werde Oberst Balagny doch nicht mehr dabei sein. In wie fern diese Meldungen der Wahrheit entsprechen, ist noch nicht

zu sagen, denn von zuständiger Seite ist über die Sache nichts verlautbart worden, aber sonderbar ist es, daß der Korrespondent, der auch in der paulistaner Presse tätig ist, die Meldung nicht in seinem hiesigen Blatte veröffentlichte, sondern sie nach Rio schickte, wo man sich für die französische Mission weniger interessiert als hier. Sollte das vielleicht deshalb geschehen sein, weil in Rio das Gerücht nicht so leicht auf seine Wahrheit geprüft werden kann, wie hier?

Streiks sind wieder in Santos ausgebrochen, so bei den Malergehilfen, weil man ihnen die verlangte Lohnaufbesserung nicht bewilligte; ferner die Mosaikarbeiter der Ruas Braz Cubas und Conselheiro Nebias, weil man ihnen die Löhne unpünktlich ausbezahlt. Die Bauarbeiter wollen ihre Arbeitskollegen unterstützen. Die Arbeiter der Telephon-Gesellschaft haben ihre Arbeit wieder aufgenommen.

Eine rührende Geschichte weiß die Chronik des Polizeipostens in der Braz zu erzählen. In einem Zimmerchen des Hauses Nr. 8 der Rua Caetano Pinto wohnt die Spanerin Rosa Sapata Martinez mit ihrer 18jährigen bildhübschen Tochter Josephina, die, was bei ihrer Schönheit nicht zu verwundern ist, einen Verehrer hatte. Dieser Kavaliere, Manuel de Souza mit Namen, gefiel der Mutter nicht, denn er kam ihr etwas leichtsinnig und flatterhaft vor, aber sie besaß nicht die Autorität, ihm das Haus und der Tochter den Verkehr mit ihm zu verbieten. In ihrer Hilfslosigkeit wandte Frau Rosa als gute Katholikin sich an die heilige Jungfrau Maria und opferte vor ihrem Hausaltar zwei Kerzen mit der großen Bitte, die Madonna möchte den zudringlichen Manuel de Souza aus dem Hause jagen. Wie schon sehr oft geschehen, erfüllte die Madonna das Gebet der Frau Rosa, aber sie tat das etwas gründlich, denn Manuel nahm bei seinem Weggehen Fräulein Josephina mit. Jetzt war der Jammer groß und Frau Rosa verschonte sogar die heilige Jungfrau nicht mit ihren Vorwürfen, bis sie von einem Landsmann, der sich in Gebeten besonders gut herauskennt, belehrt wurde, daß die Schuld nicht an der Madonna, sondern an ihr selbst liege, denn sie hätte nicht zwei Kerzen anstecken sollen; hätte sie das nur mit einer Kerze getan, dann wäre Manuel gegangen und Josephina wäre geblieben. Das leuchtete der guten Frau Rosa auch ein, aber zum zweiten Male wandte sie sich nicht mehr an die Madonna, sondern an die Polizei. Diese war auch insofern erfolgreich, als sie nach wenigen Stunden schon den Aufenthalt Manuels und Josephinas ausfindig gemacht hatte. Als nun die gekränkte Mutter ihre Vorwurfslitanei begann, zog Manuel ein großes Papier vor und bewies mit Schwarz auf Weiß, daß Josephine seine ihm rechtmäßig angetraute Gattin sei. Jetzt war nun nichts mehr zu wollen, und Frau Rosa blieb nichts übrig, als nachträglich noch ihren mütterlichen Segen zu spenden. Wenn also eine Mutter einen etwas zudringlichen und ihr unsympathischen die Hilfe der Himmelskönigin anruft, dann darf sie nicht zwei Kerzen anstecken.

Die Schätzgräber werden nicht alle. In unserer Notiz über die Rückkehr der Schätzgräber von der Ilha Trindade äußerten wir die Ansicht, daß die vierte Expedition wohl nicht die letzte bleiben werde und diese Annahme hat sich sehr bald als wahr erwiesen, denn in Guaratinguetá wird schon wieder eine neue Expedition ausgerüstet, die nach Trindade segeln will, um dort nach den geheimen Schätzen zu suchen. Wenn der Pirat Zulmiro gewußt hätte, welches Unglück er mit seinen dummen Memoiren anrichten wird, dann hätte er es nicht über sein Räuberherz gebracht, in seinem Buche die versteckten sagenhaften Schätze zu erwähnen. Die

fünfte Expedition wird besser ausgerüstet sein, als die bisherigen. Sie wird über größere Kapitalien verfügen. Es ist auch ihre Absicht, längere Zeit auf Trindade zu bleiben, um die Insel recht gründlich erforschen zu können. Die mutigen Schätzgräber sollten, wenn sie das Suchen nach verstecktem Gelde nun einmal nicht lassen können, lieber nach den noch fehlenden Contos de Reis des Bundesschatzantes forschen und in dem Walde von Andarahy Ausgrabungen vornehmen. Da hätten sie mehr Aussicht, etwas zu finden, als wenn sie sich nach der fernen Insel Trindade begeben.

Mord. Am Montag abend, kurz vor Mitternacht, erschoss der Medizinstudent Alfredo Poci seine Stiefmutter Henriqueta Pellegati Poci. Was zwischen dem Opfer und seinem Mörder vorgegangen, weiß man nicht genau, denn niemand ist bei der Tat zugegen gewesen. Die anderen Hausbewohner haben nur heftigen Wortwechsel gehört, darauf sind die Schüsse gefallen und als sie hinzueilten, haben sie die arme Frau schon ohne Leben gefunden, es besteht aber die Behauptung, daß Alfredo von seiner Stiefmutter, die mit seinem Vater von einem Ausgang zurückgekehrt war, frische Bettwäsche verlangt habe. Sie hat ihm jedenfalls eine unerwünschte Antwort gegeben und darauf hat er sie mit einem Messerstich in die Brust und, als sie fliehen wollte, mit drei Revolverschüssen in den Rücken tödlich verletzt. Mag dem nun sein wie ihm wolle, Tatsache ist und bleibt doch, daß Alfredo, als er in später Nachtstunde zu seiner Stiefmutter ging, einen Dolch und einen Revolver bei sich trug, was dafür spricht, daß er den Mord geplant haben muß. Die Familie Poci wollte mit ihren kleineren Kindern heute, Mittwoch, eine Europareise antreten und die erwachsenen Söhne, darunter auch Alfredo, sollten hier bleiben. Der Mann der Ermordeten und Vater des Mörders, Herr Nicola Poci, hatte früher eine große Schneiderei besessen und bewohnt jetzt ein schönes Haus in der Rua Francisca Miquelina. — Es ist sehr bezeichnend für die Anschauungen, die hier herrschen, daß die Zeitungen, anstatt sich auf die bloße Berichterstattung zu beschränken, die Verteidigung des Verbrechers übernehmen und ihn im vorhinein als „alucinado“ (sinnesverwirrt) hinstellen. Der Gedanke, daß sein Vater mit der Stiefmutter davonreise und vielleicht nicht mehr zurückkehre, habe ihn so aufgebracht, daß er nicht mehr gewußt habe, was er beging. Diese Erklärung zeigt nur, daß die Reporter von den Verteidigungsreden, die sie im Schwurgerichtssaale gehört, etwas profitiert haben und daß sie sich in der Rolle des Advokaten gefallen. Ein junger Mann, der vor seinem Doktorexamen steht, der gerade an seiner These arbeitet, soll deshalb sinnesverwirrt werden, weil sein Vater eine Reise macht und ihn nicht mitnimmt! Wenn ein Advokat mit einer solchen Behauptung kommt, dann ist das verzeillich, denn es ist ja sein Beruf, Verbrecher und die als solche gelten, zu verteidigen und er muß zu Gunsten seines Klienten alle Minen springen lassen. Wenn aber Journalisten die Partei eines Elternmörders ergreifen, dann verraten sie, daß sie ihrer Aufgabe nicht bewußt sind, und daß sie ihr Blatt mit der Verteidigungstribüne verwechseln. — Der sinnesverwirrte Alfredo hat die Flucht ergriffen.

Wieder eine Entgleisung. Am Dienstag morgen um elf Uhr sprang ein Waggon des von Rio nach São Paulo fahrenden Zuges aus dem Geleise und wurde so 800 Meter neben den Schienen mitgeschleift. Der Zug passierte, den entgleisten Wagen mitmerkend eine Eisenbahnbrücke und erst dann merkte der Machinist, daß nicht alles in Ordnung war. Glücklicherweise ist weiter nichts passiert.

Die Zentralbahn umschiff. Die Rio-Blätter melden jetzt, daß die Zentralbahnzüge von São Paulo her fast menschenleer dort eintreffen, daß der Luxuszug in den letzten Tagen im Durchschnitt nur 12 Passagiere brachte. Dagegen ist der Verkehr per Dampfer über Santos nach Rio außerordentlich gewachsen. So brachte die „Araguaya“ allein 120 Reisende von Santos her. Jawohl, so was kommt von so was. Wer es nicht nötig hat, der reist heute nicht mit den Leichenwagen der Zentralbahn. Da er vernünftiger Weise sich vorher doch in die Lebensversicherung muß aufnehmen lassen und das Testament muß auffertigen lassen, bevor er auf ein solches Risiko eingeht, so kommt er mit der Fahrt über Santos nicht allein viel sicherer, sondern viel angenehmer und nicht teurer weg. Heutzutage wird jedermann das Beileid ausgesprochen, der gezwungen ist, mit dieser Bundesbahn zu reisen. Es wäre nur zu wünschen, daß die neue Schifffahrtslinie Santos—Rio baldmöglich in Funktion treten würde.

Zur Hebung der Viehzucht wird jetzt auch von den Privatgrundbesitzern dieses Staates etwas getan. Mit dem Dampfer „Nordery“ wird die Direktion der „Industria Animal“ am 15. ds. 117 Stück Rassenrindvieh erhalten, das verschiedene Viehzüchter durch Vermittlung des Staates in Europa angekauft haben. Es ist sehr zu begrüßen, daß man nun einzusehen beginnt, daß in dieser Beziehung etwas getan werden muß, haben wir doch große Ländereien, die für Kaffee weder verwendet werden können, noch verwendet werden dürfen. Ein rentabler Ertrag aus der Viehzucht aber ist nur zu erzielen, wenn man sich Tiere heranzieht, die bedeutendes Fleischgewicht aufweisen. Es wäre unseren paulistancer Viehzüchtern sehr anzuraten, von Zeit zu Zeit die jährlichen Rassenviehausstellungen in Buenos Aires zu besuchen und dann auch die eine oder andere dortige modern eingerichtete Estancia anzusehen. Da könnte man mehr lernen als selbst in Europa.

Schwurgericht. Am Montag stand die Negerin Maria Rita de Oliveira, die am 16. April ds. Jahres in der Villa Cerqueira Cesar die gelähmte und hochbetagte Benedicta Alves mit Beilieben tötete, zum zweiten Male vor dem Schwurgericht. Das erste Mal, am 26. Juni, war sie wegen Mordes zu dreißig Jahren Zellenhaft verurteilt worden; in der zweiten Sitzung wurde ihr Verbrechen aber als Totschlag klassifiziert und sie bekam zehneinhalb Jahre Zellenhaft. Ihr Verteidiger war der Rechtsstudent Demetrio Justo Seabra.

— Am Dienstag, den 13. August wurden von dem Schwurgericht drei Prozeße erledigt. An erster Stelle kam Antonio Rosario vor die Schranken, der unter der Anklage stand, eine gewisse Maria Spinelli mit zwei Messerstichen verwundet zu haben. Durch den Staatsanwalt Dr. Delamare und den Advokaten Dr. Mario Dente angeklagt und durch Dr. Marrey Junior verteidigt, wurde Rosario freigesprochen. Er saß seit dem 25. April in Untersuchungshaft. — An zweiter Stelle kam Vanda Morasini vor, die am 13. März auf ihren Ex-Bräutigam einen Schuß abgegeben hat, ohne ihn auch nur zu streifen, und die nun unter der Anklage stand, einen Mordversuch begangen zu haben. Da ihr Verteidiger nicht erschienen war, wurde Dr. Alvaro Pinto zum Verteidiger ad hoc ernannt und der erlangte, obwohl er den Prozeß nicht kannte und infolgedessen die Verteidigung verkehrt führte, ihren Freispruch, denn die Geschworenen waren jedenfalls schon von vornherein der Ansicht, daß es in diesem Falle weniger um ein Verbrechen, als um eine Chikane handelte. Der Staatsanwalt klagte das Mäd-

chen, das ein Loch in der Luft geschossen, mit einem solchen Eifer an, als habe er wirklich eine ganz gemeine Mörderin vor sich und die Geschworenen frugen sich, ob er diesen Eifer auch dann wohl an den Tag legen würde, wenn er nicht das Mädchen, sondern ihren Verführer vor sich hätte, der, nachdem er Vanda verlassen, allen ihren und seinen Bekannten erzählte, was zwischen ihnen vorgefallen. Es ist eine sonderbare Beobachtung, daß hier Individuen, die einem anderen mehrere Kugeln in den Körper schießen, wenn dieser nicht daran stirbt und nicht über dreißig Tage arbeitsunfähig wird, wegen leichter Körperverletzung angeklagt werden. Schießt aber ein zur Verzweiflung getriebenes Mädchen nur einigermaßen in der Richtung, wo ihr Feind steht, so lautet die Anklage auf Mordversuch. — An dritter Stelle wurde ein gewisser Ernesto Ferreira Martins abgeurteilt, der am 28. Januar ds. seine Geliebte verprügelt hat. Auch er wurde freigesprochen.

„Arvore das Lagrimas“. Der historische „Tränenbaum“ (arvore das Lagrimas) ist am Montag durch einen dummen Knabenstreich beinahe zerstört worden. Einem Jungen war es eingefallen, den Baum anzustecken, und da sich in seinen Aesten viel trockenes Moos angesammelt hatte, so brannte er bald wie eine Kerze. Glücklicherweise wurde der Polizeiposten von Cumbucy avisiert und dieser rief die Feuerwehr, sodaß das Feuer noch rechtzeitig gelöscht werden konnte. Man hat schon öfters davon gesprochen, daß dieser historische Baum umzäunt werden sollte und das am Montag auf ihn verübte Attentat sollte die Munizipalität veranlassen, das bisher Versäumte nachzuholen, denn der alte Baum, an den sich so manche Legende knüpft, muß erhalten bleiben.

Der Korrekptionsanstalt in Tatuapé statete der Justizsekretär Dr. Sampaio Vidal vorgestern einen zweieinhalbstündigen Besuch ab, wobei er alle Abteilungen der Anstalt besichtigte. Gegenwärtig sind 64 Knaben von 12 bis 21 Jahren dort. Der Sekretär hält die Errichtung von Werkstätten nötig, in welchen die Knaben einen Beruf erlernen können. Auch sollen die körperlichen Uebungen öfters vorgenommen werden. Nachdem diese gemäß Gesetz von 1902 errichtete Anstalt gute Resultate gibt, will man weitere solche noch in Taubaté, Mogy-mirim und Piracicaba errichten.

Standbild für Dom José. Dem vor mehreren Jahren beim Untergang des „Sirio“ ertrunkenen Erzbischof von São Paulo, Dom José de Camargo Barros soll hier ein Standbild gesetzt werden. Diese Idee geht von der Bruderschaft der Santa Cecilia-Kirche aus.

Als wäre es nur ein Tatú. In Atibaia wollte der Polizeisoldat Sebastião de Camargo einen Vaganten verhaften, der sich in einem Schlupfwinkel versteckt hatte. Da der Verfolgte sich nicht freiwillig ergeben wollte, erschöß der Soldat den armen Teufel mit einem Revolverschuß in den Unterleib. Um die Sache näher zu untersuchen, geht heute der Delegado Dr. Pereira Leite mit einem Schreiber dorthin ab. Jedenfalls sollte den brutalen „Sicherheitswächter“ klar gemacht werden, daß ein Mensch immer ein Mensch bleibt und nicht wie ein Tatú in der Höhle erschossen werden darf.

Eine englisch-brasilianische Dampfschiffsgesellschaft mit 100.000 Pfund Sterling Kapital wurde in London gegründet. Die Gesellschaft wird das Reedereigeschäft betreiben.

In Tamanduaty wurde gestern die Leiche der hineingefallenen Wäscherin Benedicta dos Santos gefunden. Bekanntlich wollte ein Soldat diese Frau retten und ist dabei selber auch ertrunken.

Munizipien.

Santos. Am 11. ds. haben Archinales Roubonte, Pierre Sivono und Madame Ravida S. Vicente besucht, frühstückten im „Bosque da Meia Noite“ in José Menino. Unvorsichtiger Weise ließen sie ihre Reisetasche auf einem Tische liegen. Als sie nachher wieder ihre Tasche haben wollten, war sie verschwunden. Kurz vorher waren drei gutgekleidete Burschen mit einem „Benz“-Kraftwagen eiligst abgereist. Die Reisetasche enthielt 32 Pfund Sterling und Brillanten, das ganze im Wert von 4 Contos.

— Nicht zu schnell schießen! In der Rua Rosario No. 290 hatte man nachts Geräusch gehört, als wollte jemand eindringen.—Als dies am 11. ds. nachts wieder geschah, gingen Hr. Braga, Antonio José und Carmo Angerani in den Garten auf die Suche. Da meinte Braga den Eindringling zu sehen und schoß seine Flinte ab, aber es war Carmo Angerani, dem er die Ladung in den Leib geschossen und der nun schwerverletzt im Spital liegt. Braga stellte sich selbst bei der Polizei.

Santos. Bekanntlich hat die „Companhia União dos Transportes“ ihr Kapital von 1000 auf 2650 Contos erhöht. Unter den Zeichnern der neuen Aktien zu 100\$ finden wir: A. v. Bülow 200, A. Zerrenner 200, Theodor Wille & Comp. 100, Luiz Jaukens 50, Aug. Hackerrott 50, Rud. O. Kessehring 50, A. Born 50, H. W. Schurr 20, Chas. O. Frank 20, B. Turner 20, Elisabeth Lewis 10, Comp. Santista de Transportes 10.000, João Priester 1000 etc.

— In dem Goldwarengeschäft Casa Euzipta, Rua 15 de Novembro 27, kaufte ein unbekannter Kunde eine Uhrkette für 16\$. Als dieser fort war, bemerkte der Angestellte, daß der geriebene Kunde noch eine bessere Kette von Gold, im Werte von 150\$ hatte mitgehen lassen. Ob die Polizei den Kettenliebhaber erwischt?

— Am Mittwoch stand der Scheckfälscher Aurelio da Rocha Sampaio vor den Geschworenen und wurde zu 5 Jahren Zellenhaft und Geldstrafe von 16 Prozent des erschwindelten Betrages verurteilt. Wie unsere Leser sich noch gewiß erinnern werden, hat der Genannte einen Scheck der Firma Nioac & Comp., bei der er angestellt war, gefälscht und gegen ihn von einer Bank die Summe von 25:000\$000 abgehoben. Einige Tage nach dem Betrug wurde die Polizei avisiert, daß der Verbrecher sich in Cubatão aufhalte und es wurden Anstalten getroffen, um ihn zu fangen. Bei der Begegnung mit der Polizeimannschaft schoß Aurelio da Rocha den Inspektor Olivio de Freitag eine Browningkugel in den Unterleib, sodaß dieser tüchtige Beamte wochenlang zwischen Tod und Leben schwebte. Deshalb wird er sich noch wegen Mordversuchs vor den Geschworenen verantworten müssen und es ist wahrscheinlich, daß er auch für dieses Verbrechen eine angemessene Strafe erhalten wird.

Santos. Beim Löschen des englischen Dampfers „Thespes“ löste sich das Seil um eine Zahl von Petroleumkisten. Eine solche Kiste fiel dem 22jährigen spanischen Stauer Antonio Veiga auf den Kopf und tötete ihn sofort.

— Die Hafenz Polizei ließ die von Genua kommende Zuhälterin Lina Pahekatt nicht an Land; sie mußte mit dem mitgebrachten Mädchen Carmen nach Buenos Aires weiterreisen.

— Der paulistaner Polizeidelegado Dr. Franklin Piza hat die Polizei in Santos ersucht, an Bord des Dampfers „Regina Elena“ den Italiener Ricciolo Vicenze mit samt seinem Gepäck in Haft zu nehmen. Aber die Meldung kam, nachdem die „Regina Elena“ mit Ricciolo schon nach Buenos Aires weitergefahren war.

In Santos wäre ein Mädchen, Iracema dos Santos, in Piassaguera, beinahe lebendig begraben worden. Beim Civilregister wurde am 12. ds. ein von Dr. Manuel Gonçalves unterzeichneter Totenschein vorgewiesen, obiges Mädchen sei an Sumpffieber gestorben. Nachdem der Schreiber schon die Totenachricht in das Register eingetragen hatte, kam eine andere Person und meldete, das Kind sei nicht gestorben, sondern habe nur einen Anfall erlitten und sei dann nach einigen Stunden wieder aufgewacht. Aber wie kann ein Arzt so leichterdings einen Totenschein ausstellen!

— Auch Santos hat seine Automobilwüteriche. Ein solcher überfuhr am 11. ds. auf dem Wege vom Parque Balneario das Mädchen Adelaide da Conceição und verletzte es derart, daß es in lebensgefährlichen Zustand in das Spital gebracht wurde. Der Chauffeur, Eugenio Sani, statt den Wagen anzuhalten, gab ihm die möglichste Schnelligkeit, aber sie rettete ihn doch nicht, denn er sitzt heute schon hinter Schloß und Riegel und erwartet die strafende Gerechtigkeit.

— Bei einem Docas-Depot wurde der 31jährige portugiesische Arbeiter Manuel do Saboo Tabanda vom Schlage gerührt und verstarb auf dem Transport nach dem Spital.

Campinas. Die Comp. Campineira de Aguas e Exgottos bezahlt 15 Prozent Dividenden pro 1911 aus.

— Mit dem neuen elektrischen Bond kommt es immer noch zu Konflikten. In der Rua General Osorio fuhr ein solcher mit einem Tilbury zusammen; weil der Rosselenker auf das Signal nicht hören wollte, mußte er fühlen.

Campinas. Die Munizipalität gewährte der Schwester von Cesar Bierrenbach eine Beihilfe von 1 Conto und beschloß die Straßenbeleuchtung mit 300 neuen Lampen zu vermehren.

— Der Beamtenhilfsverein der Mogyanabalin verabfolgte an Vicente Bittencourt auf den Tod der verstorbenen Margaridã Andrade Bittencourt hin 4:715\$.

Campinas hat auch schon ein Nachtsyl, wie die modernen Großstädte mit dem obdachlosen Lumpenproletariat. Im Juli wurden in diesem Albergue Nocturno 545 Personen, nämlich 472 Männer und 73 Frauen untergebracht. Darunter waren 313 Brasilianer und 279 Fremde; 279 konnten lesen und schreiben, 266 nicht.

— Im Munizip Campinas besuchten 1810 Kinder die Schulen, in gemischte Schulen gingen 359 Knaben und 432 Mädchen.

— Der Staatsanwalt erhob beim Richter Anklage wegen Tötung durch Fahrlässigkeit gegen José Gardardelli, der in Santo Antonio aus Unvorsichtigkeit seine Schwester erschöß.

Capivari. Die Munizipalkammern von Capivari und Tieté wollen die Verbindungsstraße gemeinsam in guten Stand setzen, damit eine Auto-Omnibuslinie errichtet werden kann.

In Taubaté fiel am 11. ds. der 18jährige Vicente Correa Leite, auf den „breack“ des Zuges, als dieser sich in Bewegung setzte herab und wurde schwer verletzt.

In Taubaté ersuchte die Associação Commercial die Munizipalkammer, für die Handelsgeschäfte obligatorischen Schluß um 6 Uhr einzuführen. Für die Leute, welche den Tag hindurch arbeiten müssen, ist dieser Schluß entschieden zu früh.

Araraquara. Auf einer Fazenda bei der Station Ouro verletzte Rozendo Rocha mit einem Flintenschuß den Salvator Doria. Obwohl es sich um einen Unfall handelt, ist der unvorsichtige Schütze in Haft genommen.

— Im Juli wurden in Araraquara 48 Grundbesitzverkäufe verschrieben im Betrage von 1.534:390\$.

— Generalinspektor der Comp. Araraquara, Herr Carlos Necke, reist mit Familie nach Europa.

Santa Isabel. Die Munizipalkammer kaufte von João Barbosa de Oliveira und anderen die Cachoeira und ein Terrain für 2 Contos.

In Itatiba werden Stiergefechte abgehalten; ein Beweis, daß dort die Kultur noch merklich im Rückstande ist.

In Ribeirão Preto will, wie die Lokalpresse meldet, die Firma Zerrenner, Bülow & Comp. eine Anzahl Mietshäuser erstellen, da dort die Wohnungen sehr rar und teuer geworden sind.

— In Ribeirão Preto will man eine Gasgesellschaft gründen, die die Klagen gegen die elektrische Gesellschaft allgemein sind.

— Julio Prestas kaufte von Pinto und Comp. eine Fazenda für 300 Contos.

In Rebouças auf der Fazenda Quilombo machte der 18jährige Sohn des reichen Kapitalisten Antonio Braga einen Selbstordversuch aus Liebesgram; er schoß sich eine Revolverkugel in die liebe Brust und liegt nun schwerverletzt im Spital in Campinas.

In Orlandia werden die Schulen gegenwärtig von 625 Kindern besucht, worunter nur 4 fremde sind. Die Kinder verteilen sich auf 19 Schulen.

Sorocaba. In den Werkstätten der Sorocabana-Bahn erhielt der 17jährige Lehrling in der Elektrizitätsabteilung, Fausto Badini, den Auftrag, zwei elektrische Drähte zu verbinden. Aus Unerfahrenheit faßte der Junge ein Transmissionskabel an und erhielt einen Schlag, daß er bald den Wunden erlag. Die Polizei hat über den Unfall eine nähere Untersuchung angeordnet, ob eine Schuld den Werkmeister treffe.

Bundeshauptstadt.

Die Kommission für das bürgerliche Gesetzbuch hat in den letzten Wochen rüstig gearbeitet und hat eine Anzahl von Neuerungen eingeführt, wodurch den neueren Anschauungen Rechnung getragen wird. Das ursprüngliche Projekt ist schon vor mehr als 10 Jahren entstanden, aus dem Schoße einer Kommission von Fachleuten hervorgegangen, die unter dem Vorsitze von Dr. Seabra arbeitete. Dieser letztere Umstand reichte denn auch hin, daß der Pontifex maximus unter den brasilianischen Juristen, Ruy Barbosa, den Entwurf verurteilte und einer zerzausenden Kritik unterwarf, der man es verdankt, daß Brasilien bis heute ohne Zivilgesetzbuch geblieben ist. Nun ist die dringende Arbeit von neuem aufgenommen, und Herr Feliciano Penna äußert sich dahin, daß er hoffe, es komme ein wenn auch nicht vollkommenes, so doch verdienstvolles und brauchbares Werk zustande. Die Kammer werde wahrscheinlich den von dem Senat verfertigten Entwurf annehmen, da keine Veränderung von wesentlicher Bedeutung daran vorgenommen worden sei. Bezüglich der Testierfreiheit bleibe die Kommission bei den bisherigen Bestimmungen, es sei aber anzunehmen, der Senat werde sich zu einer radikaleren Reform entschließen. Die Ehescheidung habe man nicht in Betracht gezogen, denn die Senatsmehrheit sei entschieden dagegen. Die völlige Rechtstellung der Frau mit dem Mann betrachte die Kommission als absurd, aber man habe in dieser Beziehung doch bedeutende Konzessionen gemacht.

Wir sind der Ansicht, daß die Hauptfrage in dieser Sache darin besteht, daß endlich Brasilien überhaupt ein Zivilgesetzbuch erhält, um damit der

gesamten bürgerlichen Rechtsordnung eine Grundlage zu geben und die Richter an bestimmte von der modernen Wissenschaft festgestellte Normen zu binden. Deshalb müßte der Kongreß von einer detaillierten Debatte absehen und das Ganze in globo annehmen. Notwendige Verbesserungen zeigen sich dann erst in der Praxis.

Ein interessanter Zolldespacho. Die Waffenhandlung Angelis auf der Praça Tiradentes hatte sich eine Sendung Revolver von New York kommen lassen und den Despachanten Borges de Carvalho noch im vorigen Jahre beauftragt, die Kisten aus dem Zoll zu holen. Als man die Kisten erhielt, waren sie statt mit Revolvern nur mit Steinen und altem Papier gefüllt. Der bestohlene Kaufmann ersuchte den Zollinspektor um Untersuchung der Sache, da alle Umstände beweisen, der Diebstahl sei im Zollhause begangen worden und man habe den Zoll für eine Ware bezahlt, welche man gar nicht erhielt. Volle 14 Monate sind seit dem Datum dieses Gesuches verlossen, ohne daß der Zollinspektor auch nur mit einer Silbe darauf antwortete. Das Papier liegt wohl in Händen, die es lieber möchten verschwinden lassen.

Ueber die Verteidigung der Gummiproduktion besprachen sich Barbosa Gonçalves, Pedro Toledo und Fonseca Hermes, wobei auch die Sperraufhebung am Rio Branco, Staat Amazonas, zur Verhandlung kam.

Nationaldruckerei Der neue Direktor der Nationaldruckerei, Dr. Eloy dos Santos Andrade, hat sein Amt angetreten. Jetzt hat das wichtige Etablissement wieder einen Mann an der Spitze, dem man nicht nachsagen kann, daß ihn schon jemand „bacharel idiota“ genannt hätte. Dr. Eloy Andrade ist gebürtiger Minenser, hat in São Paulo studiert und hat in São Paulo seine Richterlaufbahn begonnen. Nachher war er Richter in den Staaten Rio de Janeiro, Minas Geraes und Goyaz. Zuletzt widmete er sich der Journalistik und gehörte der Redaktion der „Tribuna“ an. Er ist nicht ein Journalist ersten Ranges und auch kein großer Rechtsgelehrter, aber doch ein Mann, der bisher jede Stelle, die er inne gehabt hat, zur Zufriedenheit ausfüllen konnte, ist hierin also das Gegenteil seines Vorgängers Jouvin, der keine einzige Stelle ausfüllen kann. Schon am ersten Tage hat der neue Direktor feststellen können, daß in der Nationaldruckerei die größte Unordnung herrscht. Während der nicht ganz zweijährigen Verwaltung Jouvins ist das Personal verdoppelt worden und die Gehälter betragen das Dreifache von dem, was noch unter Alfredo Rocha gezahlt wurde. Verschiedene „Kavaliere“, die mit der Druckerei nichts oder sehr wenig zu tun hatten, haben monatliche Gratifikationen im Betrage von 700\$ bekommen. Diese müssen nun alle abgeschafft werden und das wird jedenfalls wieder böses Blut machen. Was aus Jouvin werden soll, das weiß bisher noch kein Mensch. Es ist möglich, daß er keine Stelle mehr bekommt, denn es wird noch nichts verlautbart, daß ihm etwas angeboten worden wäre. Dagegen erfährt man, daß er mit einer Summe von etwa . . . 120:000\$000 an einem Zeitungsunternehmen beteiligt sei. Bei dieser Nachricht taucht die Frage auf, wo denn der arme Winkeladvokat und Hintertreppen-Journalist aus Porto Alegre denn das Geld her habe, aber man wundert sich darüber doch nicht mehr, denn das sich-Verwundern hat man mit der Zeit ganz verlernt.

Die Entwässerung der Niederung von Rio de Janeiro nimmt ihren Fortgang. Die Aktiengesellschaft Gebr. Goedhart, die mit den Arbeiten betraut ist, hat in der vorigen Woche mit dem Durchstich der Barra do Merity begonnen. Die

ser Teil der Arbeit interessiert den Bundesdistrikt ganz direkt, da in den Merity verschiedene Bäche münden, die das Gebiet des Bundesdistrikts durchströmen. Wie in den anderen Teilen der Niederung, so wird natürlich auch dort das Sinken des Wasserstandes eine günstige Einwirkung auf die Gesundheitsverhältnisse und auf die landwirtschaftliche Ausnutzung haben. Wie wohltätig die „Öffnung der Tür,“ wie man den Durchstich der verschiedenen Barren bezeichnen kann, gewirkt hat, dafür haben wir schon in früheren Notizen Beispiele gegeben. Heute ein weiteres. Villa Rica führt heute Tag für Tag etwa 40.000 Apfelsinen direkt nach Rio aus. Jahre und Jahrzehnte lang war die Ausfuhr nur auf Umwegen möglich und infolgedessen natürlich beschränkt. Auch Ananas werden jetzt wieder in großem Umfang auf den Markt gebracht. Dabei sind das erst die Anfänge der „Wiedererweckung“ jenes ausgedehnten Landstriches von üppiger Fruchtbarkeit.

Das Defizit für 1912. Die Unberechtigung des Optimismus, den der Mehrheitsleiter bezüglich unserer Finanzlage hegt, kann durch nichts besser illustriert werden, als durch die Zahlen über das Defizit für das laufende Jahr. Der Haushaltsplan für 1912 schloß von vornherein mit einem Defizit von 30.000 Contos Gold und 60.000 Contos Papier ab. Dazu sind noch folgende Ausgaben hinzugekommen: 105 Contos für die berichtigten „Autorisationen“, die der Kongreß dem Budget anhängte, 8.000 Contos für die Gummivalorisation, 7.000 Contos für den Einwanderungsdienst, 10.000 Contos für das Besiedelungsamt, 8.000 Contos für zwei Extraraten für den Dreadnought „Rio de Janeiro“, 4.000 Contos für Zahlung der Tagelöhne der Staatsarbeiter an Sonn- und Feiertagen, 8.000 Contos für die Kosten der Verlängerung der Kongreßtagung, 19.800 Contos für die Begleichung der Forderung der Bank von Brasilien aus den wahnwitzigen Kursoperationen des Herrn Bulhões, 8.000 Contos als Garantiedepot für noch nicht verbranntes Papiergeld, 3.000 Contos für den Zinsendienst der Anleihen von Bahia und Ceará und endlich 3.000 Contos für militärische Bauten. Es gibt außerdem noch eine ganze Reihe von Nachbewilligungen von weniger als 3.000 Contos, die zusammen auch eine recht ansehnliche Summe ausmachen. Aber die aufgezählten genügen, denn sie vermehren das rechnungsmäßig von vornherein vorhandene Defizit um den hübschen Betrag von 183.800 Contos. Wie man angesichts eines Gesamtdefizits von 250.000 Contos und mehr noch Optimist sein und die Warnungen als unpatriotisch bezeichnen kann, ist unbegreiflich.

General Roeca erklärte, im Frühjahr werde er nach Buenos Aires zurückkehren und nach Rio nur in dem Falle zurückkommen, wenn es die Erledigung internationaler Angelegenheiten nötig machen würde. Diese Erklärung stimmt mit derjenigen von Campos Salles, der ebenfalls seine Mission in Buenos Aires für beendet hält. Keiner der beiden ex-Präsidenten ist ein Diplomat von Metier, sondern nur ein Diplomat en Gala. Es handelt sich bei diesen beiden Ernennungen nur um eine Demonstration der Sympathie. Bekanntlich war zwischen den beiden Ländern unter der Präsidentschaft von Figueroa Alcorta eine Verstimmung eingetreten, da er dem Hetzer Zeballos zu großen Spielraum gegeben hatte. Diese Verstimmung war damals so stark, daß Brasilien es nicht über sich bringen konnte, wie die anderen südamerikanischen Nachbar-Staaten sich durch eine Sondermission und ein Kriegsschiff am Centenar vertreten zu lassen. Das hat man damals in Argentinien so stark angekreidet, daß es gegen die brasilianische Flagge sogar zu Demonstrationen

kam. Sobald aber der neue Präsident Saenz Peña auftauchte, traf Brasilien Anstalten, um diesen um so mehr zu feiern, um damit den Beweis zu leisten, daß seine Zurückhaltung nicht Argentinien, sondern nur dem damaligen Präsidenten und seiner wenig freundlichen Politik galt. So kam es damals zu dem großen Empfang des von Europa heimkehrenden Dr. Saenz Peña in Rio und dann zur Entsendung eines Kriegsschiffes und einer Sondermission zum Regierungsantritt in Buenos Aires und schließlich zur Ernennung des Dr. Campos Salles zum außerordentlichen Gesandten. Damit war jene Verstimmung gehoben und die neue Aera argentinisch-brasilianischer Freundschaft inauguriert. Es wurde damals schon vielfach betont, daß man solchen im Staatsdienste alt gewordenen Veteranen wie Roca und Campos Salles nicht mehr zumuten könne, daß sie für längere Zeit sich den Mühen so verantwortungsvoller Posten unterziehen, zumal sie in diesem Fache der Diplomatie sich noch einzuarbeiten hätten und schon die Repräsentation an solche Leute viele Ansprüche persönlicher Art stellt. Wenn also dieser beider Mission als abgeschlossen betrachtet wird, so bedeutet das keineswegs eine Verflauung oder Verschlechterung der Beziehungen. Uebrigens hatte ja Argentinien solche kurzfristige Missionen nach dem Centenar auch nach Bolivien und Chile geschickt, die auch dort nur der Ausdruck besonderer Sympathien bedeuten sollten. Bei dieser Gelegenheit hat sich Dr. Campos Salles auch über seine künftige politische Stellung ausgesprochen. Er werde als Senator seine Pflicht tun, aber sich nicht in politische Parteikämpfe mischen. Das wäre übrigens auch die richtige Haltung, wenn er etwa nochmals den Präsidentenstuhl besteigen wollte.

Concordia. In Rio de Janeiro wurde der angekündigte Verein „Concordia“, dessen Zweck die Annäherung der südamerikanischen Länder ist, gegründet. Zu der Gründungsversammlung waren unter anderen auch die Minister des Aeußeren und der Landwirtschaft sowie die Gesandten von Argentinien und Chile erschienen. Präsident des Vereins wurde der bekannte Romanschriftsteller Coelho Netto. Der Bundespräsident, der auch sein Erscheinen zugesagt hatte, war behindert und ließ sich entschuldigen. Die Concordia wird, wie es ja in der Natur der Sache liegt, die sie verfißt, sich über ganz Südamerika verbreiten. Ob der Verein sein Ziel erreichen wird, das ist freilich eine sehr große Frage.

Stiehlt die Polizei? Unsere Leser wissen, daß dank der Umsicht des Zuchthausdirektors, Coronel Meira Lima, ein Teil der berühmten 1400 Contos gefunden wurden. Wir berichteten schon gestern, daß die Polizeibeamten dieses Geld ohne Erfüllung der üblichen Formalitäten vom Zuchthause nach der Polizeidirektion brachten, ja daß sie sogar ein Paket Noten liegen ließen, das ihnen erst nachgetragen werden mußte. Der Betrag des bei den beiden nächtlichen Ausgrabungen gefundenen Geldes sollte 654 Contos ausmachen (nicht 740, wie es gestern hieß), und zwar nach einer im Zuchthause von den Beamten in Gegenwart des Coronel Meira Lima vorgenommenen, aber nicht protokolларisch beglaubigten Zählung. Dem Kassierer der Polizeidirektion aber wurden bei der endgültigen Zählung nur 213 Contos übergeben. Entweder muß man nun annehmen, daß die Zählung noch nicht beendet ist, sondern heute fortgesetzt werden wird — das ist unwahrscheinlich — oder aber, daß ein Teil des Geldes sich auf dem Wege vom Zuchthause nach der Polizei „verkrümmelt“ hat. Und wo kann es da anders geblieben sein als in den Ta-

sehen der eifrigen, aber erfolglosen Diebejäger. Um Aufklärung wird gebeten!

Auszeichnung. Der Kanzler des Kaiserlich Deutschen Generalkonsulates, Herr Karl Rehag, tritt am 30. September d. J. nach 17jähriger Tätigkeit im Konsulatsdienst in den wohlverdienten Ruhestand. S. M. der Deutsche Kaiser und König von Preußen hat Herrn Rehag, der bereits den Kronenorden besitzt, in Anerkennung seiner Dienste den Roten Adlerorden IV. Klasse verliehen. Wir übermitteln Herrn Rehag unsere herzlichsten Glückwünsche zu dieser Auszeichnung.

Die Informationen aus dem Finanzministerium geben über die neuesten Erscheinungen im Finanzwesen einige Angaben, die der Beachtung wert sind. Wie verschiedene überseeische Meldungen uns besagten, betrachtet man die Entwicklung unserer Bundesfinanzen in letzter Zeit auf den europäischen Geldmärkten immer mehr mit Stirnerunzeln. Das spricht sich auch auf dem Börsenthermometer aus; die meisten unserer Anleihtitel zeigten weichende Tendenz, 1889, 1895 und 1910 hatten auch im Laufe der Woche eingebüßt, die übrigen vermochten sich nur mit Not auf der bisherigen Notierung zu halten.

Die Konversionskasse hatte im Laufe des Monats Juli Eingänge an Gold im Betrage von 227:406\$, Ausgänge im Betrage von 1.735:018\$, also einen Goldausfall von 1.507:612\$, so daß die Goldexistenz am 31. Juli noch 22.849.322—5—7 Pfund Sterling betrug, oder 1.093.736—16—8 Pfund Sterling weniger betrug als am 1. Januar des laufenden Jahres, eine Bewegung, die nicht unbeachtet bleiben darf.

Das in Umlauf befindliche Papiergeld betrug am 31. Juli 609.345:717\$, oder 352:674\$ weniger als Ende Juni, für welchen Differenzbetrag Silbergeld in Zirkulation gesetzt wurde. Seit dem 31. August 1898 ist Papiergeld im Gesamtbetrage von . . . 179.018:897\$500 zurückgezogen worden.

Die verschiedenen Quellen der Bundeseinnahmen ergaben im Juli 10.162:579\$ Gold und 21.232:848\$ Papier, oder 4.978:045\$ Papier mehr als im selben Monat des Vorjahres. In den ersten 7 Monaten dieses Jahres erreichten diese Einnahmen 73.696:190\$ Gold und 154.934:788\$ Papier. Diese Ziffern bedeuten gegenüber dem Vorjahre eine Zunahme von 20.187:966\$. In diesem Maßstabe würden bis Ende des Jahres die Bundeseinnahmen eine Vermehrung von 30 bis 35.000 Contos liefern. Diese Vermehrung würde so ziemlich derjenigen von 1910 auf 1911 entsprechen. Aber leider wird diese Hebung der Einnahme durch die enorme Vermehrung der Aufwendungen derart überboten, daß alljährlich ein schwerbelastendes Defizit bleibt und das wird erst recht in 1912 nicht ausbleiben.

Ziffern aus dem Haushalt der Bundesregierung. Nach dem neuen Budgetentwurf erhält der Bundespräsident einen Jahresgehalt von 120 Contos; dazu kommen sein Kabinett mit 76:800\$ und die Ausgaben für den Präsidentenpalast mit 151:440\$. Außerdem erhält der Vizepräsident 36 Contos, das macht für die ganze Präsidentschaft 383 Contos. Nachdem sieh am 10. Januar dieses Jahres unsere Herren Parlamentarier ihren Tagelohn selber auf 100 Milreis angesetzt haben, kostet der Senat an Tagegeldern 793:200\$ und Bureauunkosten 799:105\$; die Abgeordnetenkanammer an Tagegeldern 2.640:800\$, an Bureauunkosten 944:106\$ und an Zuschüssen an die Mitglieder 275 Contos, das macht für das Parlament im Jahre 5.452:411\$.

In der portugiesischen Handelskammer ist am 10. ds. in Rio eine wichtige Institution

gegründet worden. Ihre Entstehung verdankt sie vornehmlich dem portugiesischen Generalkonsul Botto Machado, der beim Eröffnungsakte über diese Neuerung eine interessante Rede hielt. Wie wichtig der portugiesisch-brasilianische Handel ist, ersieht man aus folgenden Ziffern. In 1911 importierte Brasilien für 42.693 Contos portugiesische Waren, gegen 39.709 Contos in 1910 und 71/2 Prozent mehr als im Durchschnitt der letzten 10 Jahre. Brasilianische Produkte gingen in 1911 für 4590 Contos nach Portugal, gegen 2527 Contos in 1910 oder 81 1/2 Prozent mehr als im Durchschnitt der letzten 10 Jahre. Portugal hat also in diesem Handelstausch einen Jahresprofit von über 30.000 Contos, was gewiß zeigt, daß die Leute sich um Hebung dieses Handels bemühen. Dazu kommen noch 5 bis 6000 Contos für Schiffstransportkosten. In 1910 kamen aus portugiesischen Häfen 724 Schiffe nach Brasilien mit 2.836.085 Tonnen, in 1911 dagegen 726 mit 2.894.445 Tonnen. Das Programm, das sich die Handels- und Industriekammer aufgestellt hat, enthält eine Reihe von nützlichen Anregungen: Direkte Vermittlung in kommerziellen Angelegenheiten zwischen den Behörden beider Länder und schiedsgerichtliche Regelung; Propaganda für portugiesische Produkte in Brasilien, speziell auf dem Platze Rio; Aufklärung in weiteren Kreisen durch Vorträge; Anfertigung von Statistiken; Studium geeigneter Schiffsverbindungen; permanente Ausstellungen portugiesischer Waren; statistische Aufstellung über die Bedeutung des portugiesischen Handels in Rio; Ernennung von Delegierten der Kammer in den einzelnen Staaten Brasiliens; Publikation eines Boletins. Es ist bekannt, daß der portugiesische Handelsstand in Rio sehr zahlreich und stark ist, und heute noch fast das ganze Detailgeschäft in den Händen hat.

Die schweizer Kolonie in Rio hat ein hervorragendes Mitglied verloren. Am 9. ds. starb der bekannte Ingenieur Hermann Schindler. Der Verstorbene war der Sohn einer bekannten Schweizer-Familie aus dem Kanton Bern. Er studierte in Zürich und kam jung nach Brasilien, um seinen Ingenieurberuf auszuüben. Im Staate Espirito Santo verheiratete er sich mit Lucrezia Souto Campos, der Schwester von Marschall Rodrigues dos Campos, wodurch er mit den angesehensten Familien in Beziehung kam. Der Ehe entstammen 6 Kinder, die meisten in geachteten Stellungen sind. Ingenieur Schindler hatte von der Bundesregierung wie von derjenigen des Staates Espirito Santo wichtige Aufträge auszuführen, so die Studien zu den Bahnen Bahia und Minas, Macahé und Campos, im Süden von Espirito Santo und die Bragantina-Bahn. Ferner war er Ingenieur der Katasterkarte. In den letzten 10 Jahren war er Direktor der Bragantina-Bahn. Seit einem Jahre hatte er Urlaub um seine Gesundheit wieder herzustellen, als ihn der Tod aus dem arbeitsreichen Leben abberief.

Die Kistenangelegenheit hat noch immer nichts an ihrer Aktualität verloren und die Polizei ist um keinen Schritt vorwärts gekommen. Wie es bei der Geldzählung in dem Gefängnisse zugegangen, weiß bis heute noch kein Mensch; das Geld ist und bleibt verschwunden und die Polizei kann es nicht erklären, wo es geblieben ist. Die in Polizeisachen immer gut unterrichtete „Noite“ erzählt, daß mit dem gefundenen Gelde wirklich skandalös gewirtschaftet worden sei. Die Polizisten hätten nur so in die Kisten hineingegriffen und in dem Gelde herumgewühlt. Es sei eine wahre Orgie gewesen und man dürfe sich darüber nicht verwundern, daß das kaum gefundene Geld wieder verschwunden sei. Um etwas zu tun, läßt der Delegado Eulalio

Monteiro den Wald von Andarahy bewachen. Die Polizei läßt keinen Menschen den Wald betreten, wo das Geld vergraben war, und glaubt dadurch die beste Maßnahme ergriffen zu haben.

Geheime Schlächtereie. Ein Herr Carlos Brown erstattete bei der Gesundheitspolizei Anzeige, daß am Boulevard 28 de Setembro in Villa Isabel eine geheime Schlächtereie bestehe. Die Sache wurde untersucht und man fand tatsächlich ein solches Schlachthaus, das einem gewissen Fagundes Machado gehörte. Der Mann schlachtete, ohne die nötige Erlaubnis zu haben, und in einer Zone, wo das Schlachten verboten ist, jeden Tag verschiedene Rinder. Machado verging sich aber nicht nur gegen die munizipalen Gesetze, sondern auch gegen die elementarsten Vorschriften der Hygiene, denn er kaufte tuberkuloses Vieh und verarbeitete es zu Fleisch. Daß eine solche Schlächtereie in der Stadt bestehen kann, stellt unserer Polizei wieder ein besonderes Zeugnis aus. Die hl. Hermandad hat gar nicht gemerkt, daß Vieh angetrieben wurde und daß die Umwohner bei Fagundes Machado ihre Fleisch-einkäufe machten.

Deutsch-evangelische Gemeinde Rio de Janeiro (Rua Menezes Vieira, ant. Rua dos Invalidos Nr. 119): Jeden Sonntag Gottesdienst, vorm. 10 Uhr; am letzten Sonntag des Monats Abendgottesdienst um 7½ Uhr.
hängt.

Unterhaltungsecke.

Auflösungen aus der vorigen Nummer:

Auflösung des Bilder-Rätsels:

Nur der ist arm, der einsam zieht die Pfade, von denen weg der Liebe Engel fliehn.

Auflösung des Buchstaben-Rätsels:
Verstand — Vorstand.

Auflösung der Skat-Aufgabe:

A hat e 7, r O, r W, r 8, r 7, s D, s O, s 10, s 8, s 7;

C (der Spieler): e W, g W, s W, e D, e 10, c K, e O, e 9, r D, r K.

Auflösung der Scherzfragen:

1. Beim Lesen der Speisekarte. 2. Wenn man von einem Kreisarzt um die Ecke gebracht wird. 3. Den Kal—ender.

Auflösung des Gleichklangs:
Falten.

Auflösung des Vexier-Bildes:

Bild rechts drehen, dann ist das Modell in der Mitte, gebildet durch Haus und Sträucher zu sehen.

Anagramme.

1. Entferne doch, bitte, die — aus dem — tuch.
2. Weil der Hund die — nicht fressen wollte, bekam er Hiebe mit der —.
3. Mit großem — wurden die Vorbereitungen zur Jubiläums — getroffen.
4. Obwohl er ein — war, hat er den Wermutsbecher bis auf die — trinken müssen.

Vorstehende Sätze sind an den durch Striche bezeichneten Stellen zu ergänzen, und zwar muß das zweite Wort stets durch Umstellen der Buchstaben der ersten entstehen.

Rätsel.

Ich spreche niemals ungefragt,
Doch steh' ich Antwort dir und Rede
Auf deiner Fragen jede.
Wer ist's, der mir die Lösung sagt?

Rösselsprung-Rebus.



Fehl-Aufgabe.

Unter Hinzufügung der Silbe „li“ als zweite in jedem Worte sollen aus nachfolgenden 14 Silben 7 Worte gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben, meistig geordnet, ein Frühlingsgemüse nennen. Wie lauten die 7 Worte und wie das Frühlingsgemüse?

a bi e ef en gal kan li pe put re se so tar

Bilder-Rätsel.



Scherz-Aufgaben.

1. Im Tierreich ist der Mut gar vielfach zwar zu finden.
Doch einen, der seit langem fehlt, den such' jetzt zu ergründen.
2. Während eine Ziehung sonst Vorteil nur dem Staate bringt,
Gibt es eine, sag mir diese, wo der fehlt, mein liebes Kind.
3. Eine Arie sollst du suchen, die sich find't im Pflanzenreich;
Denke nach, und hast du diese, nenn' den Namen mir sogleich.

Skat-Aufgabe.

A (Vorhand) spielte Grand auf folgende Karten:

6 W, g W, r W, s W, r K r 9, s D, s 10, s 9, s 8.
Er verlor mit 60 Augen. B hatte Null ouvert mit gleicher Kartenzahl in zwei Farben und derselben Augenzahl wie C. Im Skat lagen e D, e 9. A zog r 9 an.

Wie saßen und wie fielen die Karten?

Zur EhescheidungsVorlage.

Die Ehescheidung, die den Gatten die Möglichkeit gibt, noch einmal mit einer anderen Person eine Verbindung einzugehen, sei unmoralisch, sagen die Klerikalen. Aus welchem Grunde? Entweder ist die nachfolgeweise eheliche Gemeinschaft mit mehr als einem Mann oder mit mehr als einem Weibe an und für sich unmoralisch, und dann ist auch die Wiederverheiratung nach dem Tode des einen Gatten unzulässig, oder sie ist an und für sich nicht unmoralisch, und dann ist die Wiederverheiratung auch zu Lebzeiten des anderen Gatten, sobald die Scheidung rechtskräftig ausgesprochen ist, ebenso zulässig wie in dem ersten Fall, denn die Moral des einen kann nicht dadurch bestimmt sein, daß der andere noch lebt oder nicht mehr lebt, sondern wohl dadurch, daß er nach der endgiltigen Trennung das Recht hat, eine neue Verbindung einzugehen, und die Trennung ist doch nach der gesetzlichen Lösung der Ehebande ebenso vollkommen wie nach dem Tode eines der Beteiligten: der Vertrag existiert eben nicht mehr.

Das durch Dekret der provisorischen Regierung Nr. 181 vom 24. Januar 1890 eingeführte und bis heute gültige Ehegesetz bestimmt im Art. 92.: „Wenn die im Scheidungsprozeß verurteilte Frau noch weiter den Namen des Mannes führt, dann kann sie wegen Vergehens gegen die Artikel 301 und 302 des Strafgesetzbuches verklagt werden.“ Die Ehescheidung war also bisher eine Annullierung des Ehevertrages, aber trotzdem schleppte das Gesetz als altes die Gesellschaft schwer belastendes Erbstück das Verbot der Wiederverheiratung mit sich. Warum das so war, das weiß keiner zu erklären.

Die Behauptung der Unmoralität der vollkommenen Ehescheidung ist einer jener künstlichen Konstruktionen, die zwar für den ersten Augenblick blenden, aber dauernd nicht haltbar sind. Unmoralisch ist das Gegenteil: der Zwang der Unlösbarkeit der Ehe. Wir könnten Hunderte von Beispielen anführen, wo die Unmöglichkeit, die Ehebande von sich zu streifen, zu einer Quelle der Unmoralität wird. Nehmen wir zuerst einen Fall, von dem jeder Leser weiß, daß er keine Phantasieschöpfung ist. Eine Arbeiterfrau, Mutter von drei Kindern, erliegt der Verführung eines Familienfreundes und der Mann erfährt ganz genau, daß sie ihm untreu geworden ist. Ein weiteres Zusammenleben ist nun ausgeschlossen, das ist von vornherein klar; was kann er aber nach dem Stand des jetzigen Ehegesetzes tun? Sie davonjagen! Damit ist die Sache noch lange nicht erledigt, denn er muß doch ein weibliches Wesen haben, das seine Kinder beaufsichtigt, die er doch unmöglich der Erziehung der Straße anvertrauen darf. Die Kinder anderweitig unterzubringen, erlauben ihm die Mittel nicht, und auch zur Entlohnung einer Haushälterin reicht sein Verdienst nicht aus, und so bleibt ihm nichts anderes übrig, als eine Frau zu halten, die mit ihm familiär zusammenlebt, und da die Weiber, die ohne jeden gesetzlichen Schutz eine Verbindung, die ja nur eine sehr lose sein kann, eingehen, in der Regel das Gegenteil von Tugendexemplaren sind, so hat er, ganz abgesehen davon, daß er nach der Lehre der die Ehescheidung bis aufs Messer bekämpfenden Kirche eine große Sünde begeht, die Unmoral ins Haus getragen und kann gewärtig sein, daß seine heranwachsenden Töchter der Pflegemutter nacharten. Die Ehescheidung würde ihm die Möglichkeit geboten haben, seinen Kindern, wenn auch keine richtige Mutter, so doch eine über Sitte und Anstand

wachende Erzieherin zu geben. Was ist nun moralischer: die Ehescheidung oder das Verharren auf dem konservativen Standpunkt, daß diese Scheidung vom Uebel sei?

Wir wollen nicht die Beispiele ins unendliche fortführen, sondern uns nur noch mit einem einzigen begnügen. Die kolossale Begeisterung, die die Entdeckung des berühmten „606“ in Brasilien entfesselte, zeigte uns zur Genüge, wo es hier an meistent fehlt, und die Frage ist sehr berechtigt: soll eine junge Frau durch die Unlösbarkeit der Ehe gezwungen werden, neben einem lebendigen Leichnam weiter zu leben und sich selbst und ihre Kinder vergiften lassen? Die famose Moral sagt „Ja,“ wir erlauben uns aber, der Ansicht zu sein, daß diese Moral eben keine ist, sondern geradezu eine Ungeheuerlichkeit, und dafür zu plaidieren, daß sie aus der Welt geschafft werde.

Wer die Ehe für ein Sakrament hält, der mag die seine als unlösbar betrachten, aber er soll und darf nicht diese seine Ueberzeugung anderen aufzwingen, und wer das Glück eines guten und schönen Familienlebens genießt, der soll und darf nicht die ganze Welt mit seinen Maßen messen und sagen, die Ehe ist unlösbar, weil dieses das natürliche Verhältnis der Geschlechter zu einander ist. Für ihn ist es natürlich, für andere ist es aber schon unnatürlich, und indem er das verallgemeinert, was nur für ihn individuell gelten sollte, begeht er eine schwere Ungerechtigkeit an seinen Mitmenschen, für die er die schwersten Fesseln empfiehlt, wenn vielleicht auch in der Ueberzeugung, daß diese Fesseln für alle Welt ebenso „Rosenbande“ sind wie für ihn.

Durch das Verbot der vollkommenen Ehescheidung, die das Recht, sich wieder zu verheiraten, in sich schließt (Divorcio a vinculo) begingen die Gesetzgeber der provisorischen Regierung eine der Inkonsequenzen, die unsere ganze Rechtspflege schädigen und die sobald als möglich durch eine Reform beseitigt werden müssen. Wie das Strafgesetzbuch von Widersprüchen wimmelt (Wegen eines Totschlags kann man zu einer schwereren Strafe verurteilt werden als wegen vorsätzlichen Mordes), so sind auch die Dekrete, die dem Zivilrichter zur Richtschnur dienen, einander widersprechend. Der im Auslande Geschiedene kann sich vor dem brasilianischen Richter wiederverheiraten, dem Brasilianer ist aber diese Möglichkeit genommen. Ein fremdes Ehepaar kann sogar hier vor dem brasilianischen Gerichte auf Grund des in seinem Lande gültigen Gesetzes scheiden lassen und jeder der beiden Teile eine neue Ehe eingehen, die Brasilianer können das nicht; da aber die Moral sich doch nicht danach richtet, wo ein Mensch getraut, sondern ob er getraut ist, so begeht die brasilianische Rechtspflege entweder eine unmoralische Handlung, indem sie fremde Geschiedene trauen läßt, oder aber ist sie rückständig, indem sie den Brasilianern die Wiederverheiratung nach der ausgesprochenen Scheidung untersagt. Unserer Ansicht ist das letzte der Fall und Brasilien muß sich beeilen, die rückständigen Gesetze über Bord zu werfen, damit sie besseren Platz machen, die den Bedürfnissen der Gesellschaft und — warum sollen wir das nicht offen sagen? — der wahren Moral entsprechen. „Gestatten, daß der geschiedene Fremde sich hier ein neues Familienleben gründet, zugeben, daß er, der aus einer unglücklichen Ehe Geflohene der ihn aufnehmenden Gesellschaft alle Sicherheit bieten könne, und dem Nationalen, dem Brasilianer, dasselbe abstreiten, bedeutet eine falsche Scham des Gesetzes, das ist eine Heuchelei, die beleidigt, eine Tyrannei,

die desmoralisiert und verdirbt," sagt Dr. Carlos de Carvalho in seiner „Questão do Divórcio no Brasil.“ und er hat recht.

Alles, was die Scheidungsgegner vorbringen, ist nicht stichhaltig, hohler Phrasenkram und vor allen Dingen rückständig. Wenn Carlos de Laet da meint, daß nach der Einführung der Ehescheidung (Divórcio a vinculo) die Liebespaare nicht mehr ewige Treue, sondern Treue bis zur Scheidung schwören würden, dann ist das ein so unsagliches dummes Wort, daß es uns Ueberwindung kostet, zu glauben, daß es wirklich von dem Akademiker stammt, dessen Unterschrift der betreffende Artikel trägt, und wenn derselbe Schriftsteller meint, die Ehescheidung sei ein entschiedener Schritt zur Vertierung, dann spricht er über ganze Länder ein Urteil aus, das er nicht aufrecht erhalten kann. Die zivilisiertesten Länder haben die Ehescheidung schon längst eingeführt und die Völker sind deshalb absolut nicht vertiert, sondern sie erfreuen sich einer moralischen Errungenschaft, die Brasilien auch schon längst besitzen sollte.

Wir haben das Projekt Florianno de Britos also gutgeheißen, weil es eine aus unseren eigenen Gesetzen resultierende Konsequenz zieht und weil es uns geeignet erscheint, in unserem Lande moralische Schäden zu beseitigen, die dadurch entstehen, daß den Brasilianern der Zwang aufgelegt ist, in einer Ehe zu leben, die schon aufgehört hat, eine solche zu sein.

Aus aller Welt.

Ueber eine wie ein Märchen sich anhörende Millionenerbschaft, an der ein Soldat des 107. Infanterieregiments in Leipzig nebst seinen fünf Geschwistern mit zusammen 36 Millionen Mark beteiligt ist, erfährt die „Berliner Abendpost“ folgende Einzelheiten. Vor etwa 50 Jahren wanderte ein gewisser Markus Nowak im Alter von zwanzig Jahren aus seiner Heimat nach Nordafrika aus und begann dort Viehhandel zu treiben. Er erwarb große Reichtümer, kümmerte sich aber nicht mehr um seine Angehörigen und blieb seit fast 15 Jahren vollständig verschollen. Nach einer Mitteilung des deutschen Konsulates in Gabes (Tripolis) ist der Viehhändler vor 5 Jahren unverheiratet und ohne Leibbeserben gestorben, und das auf rund 160 Millionen angewachsene Vermögen wurde unter behördliche Verwahrung genommen, bis die nächsten Erben gefunden waren. Die sämtlichen Erben sind ausnahmslos bisher ziemlich unbemittelte Personen. Vom wirtschaftlichen Standpunkt ist es erfreulich, daß, da sämtliche Erben in Deutschland ansässig sind, nun plötzlich dem deutschen Nationalvermögen 160 Millionen Mark zufließen, ein Betrag, der mit zu den größten Vermögen in Deutschland zu zählen ist.

Lord Haldane über den deutschen Kaiser. Bei der 67. Jahresfeier des deutschen Hospitals in London-Dulston hielt Lord Haldane eine tönende Lobrede auf den deutschen Kaiser, der England und englische Einrichtungen kenne wie ein Engländer, und der wie ein Engländer spreche. Er nannte ihn einen Mann und einen großen Mann. Der Kaiser sei von den Göttern mit der höchsten aller Gaben geschmückt worden. Er besitze Geist im höchsten Grade. Er sei ein treuer Führer seines Volkes gewesen und zwar ein Führer im Geiste und bei der Tat. Er habe sein Volk durch ein Vierteljahrhundert hindurchgeführt und den Frieden ungeboren erhalten. In jeder Richtung sei seine

Tätigkeit bewundernswert. Er habe seinem Lande jene glänzende Flotte gegeben, die die Engländer, die sich auf Flotten verstünden, bewundern. Und er habe die Ueberlieferung bei einer Armee aufrechterhalten, welche die größte ist, die die Welt jemals gesehen habe. Aber in den Friedenskünsten sei er im gleichen Maße groß. Er sei der Führer seines Volkes in der Bildung und bei der Lösung der sozialen Fragen. Mit Freuden nur könne man daran denken, daß solch ein Mann ein halber Engländer sei. Er habe die Hoffnung, daß in den letzten Jahren die beiden Länder sich näher gekommen wären als jemals vorher, und gerade weil sie sich einander angeähneln hätten, sei die Rivalität entstanden. Sie hatten aber eine gemeinsame Aufgabe in der Welt, nämlich die Welt besser zu machen. Und er wisse, daß der Kaiser diese Empfindung aus tiefstem Herzen teilt. So empfinde er das größte Vergnügen darüber, einen Toast auf England auszubringen. Im Reiche der Tatsachen blieben ja immer Schwierigkeiten. Der deutsche Botschafter wisse das, und er selbst, Haldane, wisse das auch. Aber man lebe in einer Zeit, wo man hoffen dürfe. Und was besonders zur Hoffnung berechtige, sei die Tatsache, daß den Souveränen, einem wie dem andern, die Sache des Friedens und der friedlichen Entwicklung am Herzen liege. Bei dem Bankett waren der deutsche Botschafter Freiherr Marschall v. Bieberstein und die Vertreter der österreichisch-ungarischen und italienischen Botschaften zugegen. Sir Frank Lascelles, der unermüdliche Freund deutsch-englischen Verständigung, sprach kürzlich in Burton-on-Trent, der eigentlichen Heimat der englischen Porter and Ale, vor einer zahlreichen Versammlung in der berühmten alten Repton Schule bei Gelegenheit der Schulschlußfeier. Er streifte zunächst die Ereignisse des vorigen Sommers und erklärte, er sei der Meinung gewesen, daß der Stand der Dinge damals das Ergebnis eines Mißverständnisses wäre. Denn keine Frage von so wesentlicher Bedeutung wäre auf dem Tapet gewesen, die einen Krieg hätte rechtfertigen können. Vielmehr seien die Interessen beider Völker vollkommen identisch. Da die beiden Länder Anstrengungen machten, zu einer Verständigung zu gelangen, so würde man auch schließlich zu einem Arrangement kommen, das den Ausbruch eines Konfliktes in entfernteste Zukunft hinauschieben würde. Grundlage für die Verständigung sei, daß die Engländer erst ihre eigenen Interessen aufrecht erhielten und die Deutschlands anerkannten.

Trauer im Hause der lustigen Witwe. Man meldet aus Paris den Tod der Vikomtessé Werlé. Es ist anzunehmen, daß ihr Name außerhalb Frankreichs nicht vielen etwas besagt. Denen nämlich, die nicht wissen, daß der gräflichen Familie Werlé die lustigste aller Witwen, die Firma „Veuve Clicquot-Ponsardin“, gehört, die schon im Jahre 1783 in Rheims gegründet wurde und jetzt den Zunamen „Werlé et Cie.“ führt. Die Wiege dieses gräflichen Geschlechtes stand nicht etwa in einem alten französischen Schlosse, nicht in der Normandie und nicht in der Bretagne, sondern in einem deutschen Städtchen. Aus Eßlingen in Württemberg wanderte, so erzählt man, Alfred Werlé, damals noch gänzlich akzentlos, in Frankreich ein, und verheiratete sich im Jahre 1865 mit dem Fräulein Mathilde Lannes de Montebello, einer Schwester des Herzogs von Montebello und Enkelin des tapferen Marschalls Lannes, der als Sohn eines Stallknechtes zur Welt kam und 1809 bei Aspern tödlich verwundet in den Armen des Kaisers Napoleon starb. Den Grafenstand erwarb Herr Werlé vom Vatikan in Rom und eine Tochter von ihm

wurde eine leibhaftige Prinzessin, heiratete einen belgischen Diplomaten, den Prinzen Pierre von Chimay. Die jetzt verstorbene Vikomtesse Werlé, deren Mädchenname Therese Deviolaine gelaute hatte, war eine Schwiegertochter des Grafen Alfred Werlé, der seit 1907 tot ist. Von der Kathedrale zu Soissons, ihrer Heimatstadt, aus, hat man sie unter Beteiligung der vornehmsten Gesellschaft Frankreichs zur letzten Ruhestätte getragen.

In vier Tagen von Moskau nach Peking. Zur Förderung des Handels mit Australien ist eine bessere Verbindung Europas mit dem östlichen Asien geplant. Der europäisch-asiatische Handel würde hierdurch gegenüber der Bedrohung vonseiten der Vereinigten Staaten von Nordamerika durch die Eröffnung des Panamakanals eine starke Stütze erhalten. Die Linienführung ist gedacht von Moskau über Simbirsk durch die mittlere Kirkissteppe nach Semipalatinsk und weiter unter südlicher Umgehung des Altai und seiner Ausläufer nach Kalgan und Peking. Moskau—Peking würde in vier Tagen zurückgelegt werden können.

Das erste Motorschiff in deutschem Besitz. Das Motorschiff „Fiorina“ ist am 23. Juni in Kiel angekommen und hat eine große Zahl Gäste, die zu den Wettfahrten sich in Kiel aufhalten, an Bord empfangen, darunter Generaldirektor Ballin, Staatsminister von Sydow und andere. Nachdem eine Probefahrt unternommen worden war, hat eine Untersuchung der Maschinen durch Techniker stattgefunden. Generaldirektor Ballin bat Etatsrat Andersen, das Schiff der Hamburg-Amerika-Linie zu verkaufen. Obgleich ein Teil der Ladung bereits an Bord für die Fahrt des Schiffes festgelegt war, ging die Ostasiatische Kompagnie darauf ein, das Schiff der deutschen Gesellschaft zu übertragen mit Rücksicht auf die große Bedeutung, die der Ankauf für die dänische Schiffsbau- und Motorindustrie hätte, da hierdurch für Deutschland das erste große Motorschiff in Dänemark gebaut sei.

Kinematographische Steckbriefe. Für die Besucher der Wiener Kinotheater dürfte es in Zukunft Ueberraschungen geben, wie sie kürzlich den Besuchern der Berliner „Kietöpfe“ zuteil ward. Mitten im Programm erschien plötzlich die Photographie eines freundlich dreinblickenden jungen Mannes auf der Leinwand. Unter dem Bilde stand, daß dieser Herr „Gustav Bruning“ heiße und der Dresdener Bank mehr als eine Viertelmillion unterschlagen habe. Auf seine Festnahme sei eine Prämie von 10.000 Mark gesetzt. Das Berliner Polizeipräsidium hatte sich mit der Organisation der Kinobesitzer in Verbindung gesetzt und mit dieser vereinbart, daß die Bilder des Defraudanten in den 200 Theatern ihrer Mitglieder ungefähr stündlich zur Vorführung gelangen sollten. Da angenommen wird, daß sich der ungetreue Kassenbote noch in Berlin aufhält, verspricht sich die Kriminalpolizei von der Verbreitung seines Signalements durch die Kinotheater einen Erfolg. Auch die Bilder anderer Verbrecher werden in dieser Weise der Öffentlichkeit vorgeführt werden. Die Einführung der Berliner Kriminalpolizei, sich zu Ermittlung flüchtiger Verbrecher, deren Bild und Signalement bekannt ist, der Kinotheater zu bedienen, wurde seit längerer Zeit auch seitens der Wiener Polizeibehörde in Erwägung gezogen. An kompetenter Stelle wurde dem Mitarbeiter eines Wiener Blattes hierüber folgen des mitgeteilt: „Die Wiener Polizeibehörde wird zweifellos in prominenten Fällen das Bild und den Steckbrief flüchtiger Verbrecher auch im Kinotheater zur Kenntnis des Publikums bringen. Zum Prinzip wird dies aber seitens der Wiener Polizei nicht gemacht werden, und es wird sich wohl um be-

sonders wichtige Fälle handeln müssen. Den Erfolg, den sich die Berliner Kriminalpolizei von ihren kinematographischen Steckbriefen erhofft, sehen wir hier in weitere Ferne gerückt. Denn die Erfahrungen lehren, daß nur sehr wenig flüchtige Verbrecher durch ihr Bild — mag es nun in einer Zeitung oder auf einem Straßenplakat erschienen sein — eruiert wurden. Die flüchtigen Verbrecher greifen zu allen Mitteln, um ihre äußere Erscheinung zu verändern, und so verwandelt sich ihre Erscheinung nach der verbrecherischen Tat — man könnte fast sagen — von Stunde zu Stunde. Trotzdem wird es natürlich kein unnötiges Mittel zur Verfolgung des Verbrechers sein, mit seinem Bild, seine Personsbeschreibung und vielleicht auch die wichtigsten Umstände der Tat auf der Kinoleinwand erscheinen zu lassen. Von einer bildlichen Darstellung des Verbrechens oder des Lokalaugensehens im Kinotheater kann natürlich keine Rede sein. Die Verlautbarung der Steckbriefe im Kinotheater ist übrigens zuerst von den Franzosen eingeführt worden. Ob sie damit reussierten, ist uns nicht bekannt.“

Das Duell im deutschen Heere. Die Veröffentlichung der neuen kaiserlichen Kabinettsorder über das Duell im Heere soll nach Schluß der Kaisermanöver bekannt gegeben werden. Die Kabinettsorder wird gegenwärtig von dem preußischen Kriegsministerium und dem kaiserlichen Militärkabinett unter Hinzuziehung der bayerischen, sächsischen und württembergischen Instanzen ausgearbeitet und soll eine Ergänzung der neuen gerichtlichen Bestimmungen vom 1. Januar 1897 bilden, die bereits eine starke Einschränkung für die Duelle bewirkten. Der wichtigste Passus der neuen Verordnung ist, daß ein Duell künftig grundsätzlich erst nach Abschluß eines förmlichen ehrengerichtlichen Verfahrens ausgetragen werden dürfe. In solchen ehrengerichtlichen Verfahren können naturgemäß noch schärfer als bisher die Art der Beleidigung, die Person des Beleidigers und die etwaigen Bedenken gegen ein Duell untersucht und gewürdigt werden.

2000 Mark Belohnung haben die Stadt Köln und die Versicherungsgesellschaft Thüringen gemeinsam auf die Ergreifung der Diebe ausgesetzt, die die Kaiserkette des Kölner Männergesangvereins gestohlen haben. Den Einbrechern sind auch viele wertvolle Münzen, silberne und goldene Pokale des Vereins in die Hände gefallen. Die Kaiserkette ist bei zwei Versicherungen mit insgesamt 50 000 Mark versichert.

Revolverattentat im Schulzimmer. In Lemberg feuerte in einer Realschule während des Unterrichts ein Schüler der vierten Klasse, der 16jährige Franz Stach, einen Revolverschuß gegen den Mathematikprofessor Johann Schaden ab und ergriff dann in der Verwirrung, die durch das Attentat hervorgerufen worden war, die Flucht. Der Professor wurde leicht am Kopfe verletzt. Der junge Stach galt als ein ziemlich guter Schüler, hatte aber jüngst eine schlechte Note in Mathematik erhalten und zeigte seitdem eine lebhaftere Gemütsregung.

Im französischen Senat wurde Umwandlung des Glücksspiels in ein Staatsmonopol beantragt und zur Begründung laut „Voss. Ztg.“ interessante Daten mitgeteilt. In der Republik bestehen 1000 Klubs und Casinos, die ihren Besitzern im vorigen Jahre 47 Millionen einbrachten, wovon jedoch der Staat nur 7 Millionen erhielt. In Enghien gab man an den Spieltischen 1911 9 900 000 Franks aus, im Nizzaer städtischen Kasino 8 Millionen, in Aix les Bains 1.418.000 Franks. Der Pächter des Nizzaer Casinos, der sein Geschäft nur ganz klein

begann, besitzt jetzt 20 Millionen. Zwei Brüder, die verschiedene Kasinos gepachtet haben und ursprünglich Koch und Kutscher waren, haben heute 30 Millionen Franks. Ein ehemaliger Kaffeehauskellner verdient in Biarritz jährlich zwei Millionen. Viele dieser Pächter sind abgestrafte Verbrecher und fahren auch noch in ihrer gegenwärtigen Beschäftigung fort, die Spieler zu betrügen. Man wagt jedoch nicht, gegen sie einzuschreiten, weil sie durch ihren Reichtum und ihre Verbindungen zu mächtig sind.

Das Vermögen der Kaiserin Charlotte. Aus Brüssel wird gemeldet, daß die österreichischen und belgischen Behörden sich unlängst gemeinschaftlich mit der Vermögensverwaltung der Witwe des Kaisers Maximilian von Mexiko, die gewöhnlich „Prinzessin Charlotte“ genannt wird, beschäftigt haben. Kaiserin Charlotte, die, wie bekannt, seit vielen Jahren geisteskrank ist, wohnt auf dem Schlosse Bonchout bei Brüssel. Sie ist eine Tochter des belgischen Königs Leopold I. und eine Schwester Leopolds II. Von ihrem Vater erbte sie 8 Millionen Mark. Ihr Vermögen wird heute aber auf 50 Millionen Mark geschätzt. Die Fürstin ist jetzt 72 Jahre alt und erfreut sich bester körperlicher Gesundheit. Das österreichische Kaiserhaus hat sich mit der belgischen Königsfamilie dahin geeinigt, daß ein von dem ersten bestallter Inspektor alljährlich eine Untersuchung der Vermögensverhältnisse der unglücklichen Fürstin vornehmen soll.

Englands Amazonenkorps. Die europäische Krise vom vorigen Sommer hat in England eine Bewegung zugunsten des Kriegsdienstes der Frauen hervorgerufen. Für das Soldatentum der weiblichen Geschlechtes tritt besonders die Stimmrechtlerin Despard, eine Schwester des Generals French, ein. Frau Despard ist überzeugt, daß in einem großen europäischen Kriege die Frauen auch auf dem Schlachtfelde eine Rolle spielen werden und unter der Leitung der Kommandantin Saint-Claire-Stobart ist bereits ein richtiges Amazonenkorps gebildet worden. Die modernen Amazonen wollen auf dem Schlachtfelde, mitten im Kugelregen, die Verwundeten fortschaffen.

Der Unfall des Riesendampfers „Olympic“, eines Schwwesterschiffes des im April d. Js. untergegangenen White Star Line-Dampfers „Titanic“, im Hafen von New York, wo er auf Grund geriet, war darauf zurückzuführen, daß an der Steuerung etwas in Unordnung geraten war. Nur dem Umstand, daß der Ozeanriese noch nicht in voller Fahrt begriffen war, ist es zuzuschreiben, daß der Unfall recht glimpflich verlaufen ist und nur eine große Panik unter den vielen hundert Passagieren hervorgerufen hat, unter denen sich eine Reihe hochgestellter Persönlichkeiten befand. Wie beim Unglück der „Titanic“ verweigerte die White Star Line auch diesmal jede Auskunft über den Unfall, wodurch das Gerücht von einer schweren Katastrophe entstanden war. Uebrigens wäre die „Olympic“ kurz vor dem Festlaufen beinahe mit der Yacht eines Newyorker Sportsmannes zusammengestoßen, die Schiffe hatten sich bereits einander berührt. Auch dieser jüngste Unfall trägt sicher nicht zur Erhöhung des Ansehens der englischen Seeschiffahrt bei.

Die Flottenpläne Spaniens. Das wiederholt vermerkte Gerücht über die Absicht der Regierung, den Ausbau der Flotte fortzusetzen, bestätigt sich. Nach erfolgter Beendigung der der englischen Firma Vickers in Auftrag gegebenen Schiffsbauten wird beabsichtigt, neue Schiffe in Bau zu geben.

Eine Luftschiffkatastrophe in Amerika. Eine schwere Luftschiff-Katastrophe hat sich in den Vereinigten Staaten ereignet. Wie kürzlich das Zeppelin-Luftschiff „Schwaben“, so wurde auch hier ein lenkbares Luftschiff durch eine Gas-Explosion vollständig zerstört. Der bekannte Luftschiffer Vaniman wollte mit seinem neuen Ballon „Akron“, der ihn einst von Amerika nach Europa führen sollte, eine Probefahrt über dem Meere unternehmen. Dabei explodierte das Luftschiff in einer Höhe von etwa 800 Metern. Ingenieur Vaniman und die übrigen Leute der Besatzung wurden getötet. Aus Atlantic City (New Jersey) werden noch folgende Einzelheiten der Katastrophe durch Kabel gemeldet: Um 1/7 Uhr, kurz nach dem Aufstieg des Luftschiffes, das vier Mann Besatzung an Bord hatte, ereignete sich die Katastrophe, die wahrscheinlich auf die Ausdehnung des Gases infolge der Sonnenstrahlen zurückzuführen ist. Das Luftschiff ging in Flammen auf, und die Gondel fiel, einen Kilometer vom Ufer entfernt, wie ein Stein in das Wasser. Bisher konnte noch keine Leiche gefunden werden. Die Explosion war furchterlich. Die Ballonhülle wurde in Fetzen gerissen. 3000 am Ufer versammelte Personen waren Zeugen der schrecklichen Katastrophe. Das Luftschiff „Akron“ gehörte dem unstarren System an und war nach seinem Erbauungsort genannt worden. Es war 88 Meter lang, sein Durchmesser betrug 15 Meter. An Besatzung konnte es außer dem Führer aufnehmen: 1 Telegraphisten (drahtlos), 2 Mechaniker und einen Koch.

Kaiser Wilhelm für mittellose Arbeiterkinder. Der Kaiser plant die Errichtung eines Erholungsheims für mittellose Arbeiterkinder Berlins an der Ostseeküste. Zur Leiterin des neuen Heims ist die Tochter des Oberbürgermeisters von Berlin, Fräulein Mathilde Kirschner, ernannt worden. Am ersten Pfingstfeiertag empfing der Kaiser im neuen Palais in Potsdam Fräulein Kirschner, seinen Leibarzt u. den Generaldirektor der Barackenfirma zu einer längeren Besprechung seines Projektes. Auf die Aufforderung des Kaisers hin hat sich Fräulein Kirschner bereit erklärt, die Leitung der Anstalt zu übernehmen. Die Anlage ist so geplant, daß monatlich 150 Kinder Aufnahme finden können. Die Einrichtung wird mithin im ganzen jährlich 700 bis 800 erholungsbedürftigen Arbeiterkindern zugute kommen. Die Einzelheiten sind noch nicht genau festgelegt. Die ganze Idee ist vom Kaiser persönlich ausgegangen. Durch die Wahl des Fräuleins Kirschner zur Leiterin seiner jüngsten Schöpfung wollte der Kaiser wohl auch dem aus dem Amte scheidenden Oberbürgermeister eine besondere Aufmerksamkeit erweisen.

Argentinische Offiziere im deutschen Heere. Am 8. Juli trafen mit dem Dampfer „Cap Ortegale“ der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft zehn argentinische Offiziere in Hamburg ein, die von der argentinischen Regierung abkommandiert worden sind, um zwei Jahre im deutschen Heere Dienst zu tun. Die Führung hat Hauptmann Palotta.

Der neue Oesterreichische Luftflottenverein. Das Ministerium des Innern hat die Bildung eines Oesterreichischen Luftflottenvereins mit dem Sitze in Wien gestattet. Da dieser Verein in erster Linie für die Ausgestaltung der Militäraviatik ins Leben gerufen wurde, sollen auch die breiteren Schichten der Bevölkerung dafür interessiert werden. Die Wirksamkeit des Vereins soll sich durch Ortsgruppen auf sämtliche im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder erstrecken.

Allerlei Interessantes.

Pietro Mascagni ist nach Paris abgereist. Um mit D'Annunzio an einer neuen Oper zu arbeiten, sagen die einen, um mit der kleinen Choristin Johanna in Paris zusammenzukommen, die andern. Die Welt glaubt das letztere, denn auch Frau Mascagni scheint es zu glauben. Aus der Reise nach Paris wurde eine Flucht, aus der Flucht ein Roman. Mascagni ist kein Jüngling mehr; sondern an der Schwelle der Fünfzig; in einem Alter, da man anfängt, sich zur Ruhe zu setzen und Erinnerungen zu sammeln. Aber die Liebe höret nimmer auf, und nimmer hört der Künstler auf, Neues zu erlernen. Das erste Schaffen wird aus Sehnsucht geboren, und die Sehnsucht des Mannes ist — noch immer — das Weib. Die andern Dinge, die ein Künstler bezwingen kann: Ruhm, Ehre, Geld, hat Pietro Mascagni erreicht. Was bleibt noch übrig als die kleine Johanna, der Stern im Chor des Constanzi-Theaters? Im Hause des Maestro ging's nicht so zu, wie er's wünschen mochte. Es heißt, daß die Gattin ihn quälte und mit ihrer Eifersucht verfolgte. Viele richtig gehende Gattinnen tun so, obgleich sie fühlen müssen, daß die Gewalt über den Mann damit verloren geht. Ja, sie lieben ihren Mann, und darum quälen sie ihn und setzen ihn gefangen. Juno liebte ihren Zeus, aber welche Fülle von Unannehmlichkeiten hat sie ihm bereitet — aus Liebe! Und wenn Xanthippe den großen Denker Sokrates schlug, weil er offenbar mehr dachte als fühlte, geschah es wirklich aus Haß? Nein: Die Liebe ärgert sich in der Ehe, wenn sie bloß als Episode genommen wird. Der Dichter sagt, daß das Weib nach Sitte strebt und der Mann nach Freiheit. Noch heute gilt es. Und da der Mensch irrt, so lang er lebt, und da er Freiheit braucht, um zu irren, ging Pietro Mascagni nach Paris und vergaß, die teure Gattin mitzunehmen. Frau Mascagni ist hübsch. Wir haben sie kürzlich gesehen; und sie duldet, wie alle Götter von Beruf, keine falschen Götter neben sich. Aber Pietro Mascagni hat Künstleraugen, und die sind die schlimmsten.

Es ist freilich auch viel Schmerz bei der Sache. Musik ist Werbung in Tönen. Wer zu werben aufhört, wie soll er künftig Musik machen? Darin liegt es. Mascagni hat eine einzige Oper geschrieben: eine Oper aus Leidenschaft. Die andern sind nur ihr schwacher Widerschein geworden. Mascagni war fertig mit dem, was er zu sagen hatte. Er sagte es hoch einmal, aber die Leute waren unhöflich genug, ihm zu antworten: das haben wir schon gehört. Einen Künstler quält derlei unsäglich. Er fragt sich ohne Unterlaß: Wie kommt es? Habe ich keine Flügel mehr? Und was ist es, das in mir gestorben ist? Und während er Antwort sucht und seinen Stab über einer Stagnation schwingt, fühlt er plötzlich die Augen eines jungen Wesens. Und in diesen Augen steht einfach die Antwort: Maestro, du hast niemand mehr, zu dem so recht und so vom Herzen und als wäre es ganz zum erstenmal, sagen kannst: Ich liebe Dich. Deine Gattin zu Hause weiß, daß du sie liebst, und es ist ihr nichts Neues mehr. Aber ich, die in deinem Osterchor mitsinge, ich weiß, es noch nicht. Du wirst es mir sagen, und das wird deine nächste Oper sein. „Da erwachte das alte Feuer,“ klagt die verlassene Santuzza. Nun, das alte Feuer erwachte. Und es brannte so stark, daß Mascagni nach Paris ging.

Es wird aber, und das kann der Trost der Frau Mascagni sein, wieder verlöschen. Wenn keine Sehnsucht mehr zum Verzehren da ist, wird die kleine Johanna ihre Rolle ausgespielt haben und nur noch in dem Werke fortleben, das aus dem Verlangen

nach ihr entstanden ist. Denn dieses gehört zum Schicksal der Frauen, in deren Leben ein Künstler tritt. Kluge Augen verstehen und dulden, eifersüchtige machen Lärm. Frau Mascagni vereinigt beide Methoden: sie ist klug, aber sie macht auch Lärm. Und eine hübsche Pointe wäre es, wenn der Verleger Mascagnis die kleine Johanna als willkommenen Anlaß benützt hätte, um das Interesse an seinem Klienten aufs neue zu beleben. Wer irrt, findet sich oft auch wieder zurecht. Berühmte Männer sind freilich übel darna; sie können sich nicht im stillen irren und ohne daß es jemand erführe. Auch Mascagni wird zurückkehren, selbst wenn die Freunde sich keine Mühe gäben. Der Rückfall in die Jugend ist nur ein Ausflug. Manche machen viele solcher Ausflüge. Herr Mascagni machte seinen ersten, obgleich er an der Schwelle der Fünfziger steht und zu solchen Ausflügen nicht mehr viel Zeit ist. Zurück aber wird der hübsche und federleichte Refrain bleiben, den Trude Voigt so entzückend zu singen wußte: „Mein Mann war eine Woche in Paris . . .!“

Weibliches Opfer der Lynchjustiz. Der Rassenhaß in den Südstaaten der Union hat ein neues Opfer gefordert; In Cordale in Georgia ist eine Negerfrau von einer empörten Volksmenge „gerichtete“ worden. In der Geschichte der amerikanischen Lynchjustiz in den Südstaaten ist dies der erste Fall, in dem eine Frau aus Rassenhaß ihren irdischen Richtern entzogen und gelyncht worden ist. Die Negerin Annie Barkdale diente als Köchin bei einem wohlhabenden Gutsbesitzer R. E. Jordan. Frau Jordan war 30 Jahre alt und in ganz Georgia durch ihre ungewöhnliche Schönheit berühmt. Zwischen ihr und der Köchin kam es zu einer Auseinandersetzung, die damit endete, daß Frau Jordan der schwarzen Köchin sofort kündigte. Die Negerin wurde plötzlich von sinnloser Wut ergriffen, packte ein in der Nähe liegendes großes Tranchirmesser und hackte ihre Herrin buchstäblich in Stücke. Dann floh sie in die benachbarten Wälder, wurde aber bald von dem Sheriff aufgestöbert und festgenommen. Der Beamte wollte die Gefangene zur Stadt Hawkinsville führen, wurde aber von einer Menge bewaffneter und erregter Nachbarn verfolgt und sah sich dadurch gezwungen, sich nach der kleinen Gemeinde Cordale zu wenden, wo er die Negerin im Gemeindegefängnis unterbrachte. Bis gegen Mitternacht blieb alles ruhig; dann war plötzlich das kleine Gefängnis von einer Schaar entschlossener Männer umzingelt, im Nu wurde die Tür eingeschlagen, man drang ins Innere, packte die vor Entsetzen halb besinnungslose Negerin, band sie und schleppte sie zum Tatort ihres Verbrechens: zum Hause der ermordeten Frau Jordan. Erst in den Morgenstunden wurde das Ziel erreicht; hier aber knüpfte man ohne viel Umstände die Negerin an einen Baum, worauf sich die Menge ruhig entfernte. Zu der Exekution hatte man den Gatten der Frau Jordan, der an dem Leichnam seiner Frau die Totenwacht hielt, aus dem Hause geholt, damit er Zeuge der Bestrafung und Hinrichtung würde.

Der Fleischstreik. Wer klagt nicht heutzutage über die teuren Lebensmittel! Besonders das Fleisch ist zu einer Kostbarkeit geworden, die sich heute nur noch begüterte Sterbliche zu leisten vermögen. Kein Wunder also, daß amerikanische Hausfrauen — wie in allem, so übertrifft auch Amerika in den Fleischpreisen die alte Welt — sich zu einem Bunde zusammengeschlossen, der nichts geringeres wollte, als der allmächtigen Schlächterzunft fortan die Preise vorzuschreiben, zu denen sie das Fleisch zu liefern hätte. Und da selbst auf geharnischte Proteste keine Besserung eintrat, so beschlossen die

Hausfrauen in einer Versammlung einstimmig den „Fleischstreik“. Um diesem mehr Nachdruck zu verleihen, veranstalteten sie einen Umzug. Ueberall, wo ein Schlächter sein ehrbares Gewerbe ausübte, begaben sich die Vertreterinnen des Antifleischbundes und traten mit folgenden Worten in den Laden: „Wir verbieten euch, eure unverschämten Preise zu fordern. Werft euer Fleisch fort! Fortan werden wir kein Fleisch mehr kaufen.“ Viele fügten sich; doch gab es auch einige, die diese Mahnung in den Wind schlugen, sich widersetzen, ja die offiziellen Vertreterinnen des Antifleischbundes sogar auslachten. Was war die Folge? Die Fensterscheiben wurden ihnen kurzerhand eingeschlagen. Ja, noch tollere Szenen ereigneten sich. „Da wurden Weiber zu Hyänen“, und manch blutigen Sturm auf einen Schlächterladen kann die Chronik verzeichnen. Welche dem Käufer oder der Käuferin, der (die) gerade in dem gestürzten Schlächterladen seine (ihre) Einkäufe besorgte. Mit heiler Haut kam er (sie) nicht davon. Uebrigens hat diese „Antifleischliga“ der New-Yorker Hausfrauen eine Fleischbörse geschaffen, bei der die Schlächter der amerikanischen Metropolis täglich die Fleischpreise anzuzeigen haben. Die „Antifleischliga“ schiekt alsdann ihre Mitglieder zu den billigsten Verkäufern.

Ein sprechendes Telephon, das laute und deutlich spricht, während man selbst bequem im Stuhl sitzen bleiben kann, wird augenblicklich in einem Hause in der Nähe des Picadillyzirkus in London vorgeführt. Bei diesem Apparat ist es nicht mehr nötig, in den Schalltrichter hineinzusprechen. Man kann im Zimmer umherlaufen oder auf einem Stuhl sitzen bleiben und im gewöhnlichen Unterhaltungston sprechen. Ein kleinerer Sammelapparat fängt die Worte auf und trägt sie zu dem Empfänger, der dann, ohne von seinem Sitz aufzustehen, in klaren Worten die Botschaft empfängt, als ob der Sprecher vor ihm stehe. Der Erfinder dieses Telephons ist W. Kennedy-Laurie Dickson, ein früherer Assistent Edisons. Das Telephon ist bis jetzt allerdings nur auf kurze Entfernungen ausprobiert worden, aber Dickson erklärt, daß die Erfindung auch für lange Strecken dienstbar gemacht werden könne. Die übertragene Stimme kann durch eine Vorrichtung verstärkt oder abgeschwächt werden.

Auf der Suche nach neuen Tenoren. So hat denn der diesjährige Tenorenwettbewerb, an dem ganz Paris mit Spannung und Interesse teilzunehmen pflegt, mit dem Siege des Infanteristen Souques geendet, des einzigen Soldaten unter den 295 Bewerbern, die auf den Kampfplatz getreten waren. Eine Reihe von Jahren sind verflossen, seit die Pariser Theaterzeitung „Comödia“ den ersten Tenorenwettbewerb ins Leben rief, dessen Grundgedanke der war, dem auf den Pariser Bühnen äusserst fühlbaren Tenorenmangel abzuhelpen. Derartige Tenorenwettstreiche wurden dann alljährlich wiederholt, und sie konnten erfolgreicher ausgestaltet werden, als noch andere Zeitungen und Zeitschriften, wie „Excelsior“, „Femina“, „Musica“, der „Comödia“ mit Rat und Tat bei der Organisation des Tenorenwettstreites an die Seite traten. Die große Zahl der Bewerber um den Preis von 500 Franken neben vollständig freier Ausbildung zum Berufstenor machte es nötig, sie in zwei Lager zu teilen. So schmetteten sie denn ihre Lieder in zwei Hallen vor zwei verschiedenen Jurys und Auditorien in die Luft. Jede Jury bestand aus Komponisten, Operndirektoren und Sängern und Sängerinnen. Als Preisrichter fungierten diesmal ganz bedeutende Künstler wie Massenet, Dubois, Carré, Gailhardt, de Reszke, Frau Breval in der einen, und Saint-Saëns, Xavier Loreux, Messager, Salignac und Frau Litvinne

in der zweiten Jury, um nur die Bekanntesten hervorzuheben. Alle möglichen Stände hatten Bewerber um die Siegespalme ins Feld gesandt. Da gab es Beamte, Musiker, Köche, Postboten, Maler, Kellner, Kutscher, Journalisten, Milchmänner, Handlungsreisende usw. Ein Arzt fand sich unter der Zahl, und dem einzigen Soldaten blieb es vorbehalten, als Sieger aus dem Wettbewerb hervorzugehen. Der ganze Wettstreit an sich trug ein tragikomisches Gepräge. Angst und Bangen mag jedesmal den Sänger erfaßt haben, wenn die Glocke des Präsidenten erscholl, die das Zeichen zum Aufhören gab. Wußte er doch nicht, ob er gut oder schlecht abgesehritten hatte! Wenn auch mehr als die Hälfte der Sänger sicherlich das Lampenfieber hatte, so kann man doch den „Kennerblicken“ und „Kennerohren“ der Jury zunutzen, daß sie den Rechten herausgefunden hat. Uebrigens zählen frühere Preisträger aus diesen Tenorenwettstreiten heute zu den bekanntesten Sängern. Man braucht nur an Herrn Franz, der augenblicklich in London Erfolg einheimst, und an die Herren Lassalle, Marie and Foy von der Pariser Oper zu erinnern.

Die größte Kanone der Welt. Vor 25 bis 30 Jahren ging in allen Flotten der Welt das Bestreben dahin, immer größere Kanonen zu besitzen. Die Hundert Tonnen-Kanone England erregte allgemeines Entsetzen. Italien hatte seinen Kriegsschiffen eine Kanone ähnlichen Kalibers gegeben, deren Gewicht einfach als fabelhaft galt. Seitdem weiß man, daß die englische Kanone ein Kaliber von 415 Millimeter und ein Gewicht von 110 Tonnen hat, und daß sie ein Geschütz von 815 Kilogramm Schwere herauschleudern kann. Ferner, daß das Kaliber der italienischen Schiffskanone noch größer ist und 431 Millimeter beträgt, und daß das Projektil 906 Kilogramm schwer ist. Die Fortschritte in der Herstellung der Explosivstoffe gerade für die Schiffsgeschütze haben eine Verminderung des Kalibers der Kanonen herbeigeführt und die Fabrikation von noch mächtigeren Kanonen bei geringem Kaliber gestattet. Heute haben fast alle Kriegsmarinen Kanonen von 305 Millimeter, nur die deutsche Kriegsflotte hat die von 280 Millimeter nach wie vor behalten. Indessen hat die Wissenschaft auch seitdem nicht geruht, und auch die zuletzt eingeführte Kanone hat erhebliche Verbesserungen erfahren. Die Kanone der Schlachtschiffe gilt nunmehr für viele Gelehrte der Kriegswissenschaft als beste Waffe überhaupt, da sie überaus wirksam ist und dabei doch in Schweite zu bleiben vermag. Um zu diesem Resultat zu gelangen, mußten Jahr für Jahr neue Verbesserungen am ursprünglichen Typus vorgenommen werden. Größere Länge des Kanonenrohres, größere Anfangsgeschwindigkeit, schwereres Projektil, wodurch eine größere Genauigkeit im Zielen und ein sicherer Effekt des Schusses möglich wurde. Aber die stetige Konkurrenz zwischen den Kriegsfлотten der Welt mußte notgedrungen ein noch mächtigeres Projektil wünschenswert erscheinen lassen. Die neueste Richtung geht nun dahin, die 305 Millimeter-Kanone wieder zu verlassen, was tatsächlich bereits in einigen Staaten geschehen ist. Diese zuletzt in Gebrauch gewesene mit ihrem Gewicht von 50 Tonnen und ihrem Projektil, das 400 Kilogramm schwer ist, scheint fast ein Kinderspiel gegenüber den Kanonen, die gegenwärtig verfertigt oder sogar schon erprobt, in allernächster Zeit gewiß überall sich einbürgern werden. In dieser Beziehung gehen England und die Ver. Staaten von Nordamerika voran. Die britische Flotte hat schon Kreuzer mit neuen Kanonen von 343 Millimetern, die Projektile von 566 Kilogramm Schwere schleudern können. Amerika kann 635 Kilogramm in einem Schuß ver-

senden, Frankreich 540 Kilogramm und Deutschland sogar — doch soll diese Ziffer nicht offiziell beglaubigt sein — 720 Kilogramm. Doch auch diese Projektile sind kleinlich, mit denen verglichen, die von den neukonstruierten Kanonen Amerikas zum Schutz des Panamakanals abgeschossen werden können, wie der „Temps“ berichtet. Um den Kanal auf der Seite des Atlantischen Ozeans zu schützen, wurden Kanonen von 356 Millimetern aufgestellt. Aber für die Verteidigung gegen den Pazifischen Ozean dienen Kanonen von 400 Millimetern, deren Länge 16 Meter beträgt, deren Gewicht 180 Tonnen, das heißt 182.700 Kilogramm, ausmacht und deren Projektil 1088 Kilogramm schwer und 1 Meter 63 Zentimeter lang ist. Diese Kanonenkugeln sind mit 68 Kilo Dunit, einem Explosivstoff, der dem Melinit ähnlich ist, gefüllt. Die neuen amerikanischen Kanonen können auf 37 Kilometer Entfernung treffen, und das Geschoß würde, als Bombe geschleudert, über zwei Berge, deren jeder so hoch ist wie der Montblanc, hinüberfliegen. Es kann endlich durch eine Mauer aus dem härtesten Material, von mehr als einem Meter Dicke, bequem ein Loch schlagen. Selbstverständlich kann eine derartige Kanone mit einem Schusse, der gut gezielt ist, das mächtigste Kriegsschiff zerstören. Hat man aber mit dieser Kanone die mögliche Grenze der Zerstörungswissenschaft erreicht? Es scheint das noch immer nicht, denn schon projiziert man noch neuere Kanonen von 45 und selbst 50 Kilometer Schießweite, die auch für Kriegsschiffe bestimmt sind.

Ist die Ehe ein Luxus? „Nein, und abermals nein! Sie ist eine Notwendigkeit!“ So erklärte Richter Goodnow vor einigen Tagen in dem New-Yorker Gerichtshof, der eigens für die Schlichtung von häuslichen Streitigkeiten eingerichtet worden ist. Es war eine heikle Sache, über die der Richter zu entscheiden hatte. Dr. Thomas Lantry wurde von seinem Ehegespons beschuldigt, mit seinen weiblichen Patienten allzu viel zu flirten; sie hatte ihn deshalb verlassen. Daraufhin entzog ihr der Gatte die nötigen Subsistenzmittel. Frau Lantry erhielt nun den richterlichen Befehl, zum Gatten zurückzukehren. „Eine gute Frau ist eine Notwendigkeit für einen guten Mann und kein Luxus! Je älter man wird, desto größer wird diese Notwendigkeit. Die unverheirateten Männer zwischen 30 und 50 Jahren haben mehr Sorgen und verursachen ihren Freunden und Angehörigen mehr Kummer, als verheiratete Männer. Jede Frau ist ein Anker, an dem ein Mann festhalten soll. Hotels, Klubs und Bars sind wahrlich nicht geeignet, einen erzieherischen Einfluß auf Männer auszuüben.“ So schloß der Richter seine Ermahnung an die zahlreiche Zuhörerschaft, die zu dem „interessanten Fall“ herbeigeeilt war.

Wie sich der Eiffelturm reckt. Daß der Eiffelturm wagerechte Bewegungen ausführt, weiß man seit längerer Zeit; daß er sich jedoch auch reckt, daß er sich verlängert und verkürzt, hat jüngst Guillaume, der Leiter des Internationalen Gewichts- und Längebureaus, festgestellt. Guillaume hat von den einzelnen Plattformen des Turmes zum Boden einen langen, nicht dehnbaren Draht aus einer Eisen-Nickellegierung ausgespannt, an dessen unterem Ende ein Schreibstift befestigt ist, der die Reckung und Verkürzung des Eiffelturmes auf einer drehbaren Trommel aufschreibt. Die Kurven, die Guillaume auf diese Weise erhalten hat, sind äußerst lehrreich. Der Gelehrte hat sie mit den Temperaturkurven des Meteorologischen Bureaus verglichen und dabei hat sich ergeben, daß der Eiffelturm sich der Lufterwärmung oder -Abkühlung sehr schnell anpaßt, denn seine Streckungskurven entsprechen fast völlig den Temperaturkurven. In den Tagen der

größeren Hitze reckt er sich ganz erheblich; seine Längenabweichung erreicht dann den Betrag von 3 Zentimeter, also etwa ein Zehntausendstel seiner ganzen Länge.

Frank Havellands Busse

Zum Buß- und Betttag
von Heinz Schlüter.

Der Rittergutsbesitzer Havelland auf Liednitz war noch niemals mit seinem einzigen Sohn, dessen Geburt der zarten Mutter das Leben gekostet, wirklich zufrieden gewesen . . .

Seinem starken, harten Charakter war die Art des Jungen, der jedes Vergnügen mit lachender Seligkeit auskostete, allzeit unverständlich geblieben. — Seitdem Frank Havelland aber auf dem großen Gut seines Vaters — nach seharfer Lehrzeit — als Inspektor eingestellt war, überschüttete ihn der täglich mit Vorwürfen und Bitterkeiten. Keine seiner Leistungen genügte ihn! Er warf ihm mangelnde Pflichttreue und bodenlosen Leichtsin vor, wenn der Vierundzwanzigjährige nach durchzechter Nacht, hohlwangig und bleich, nach Hause kam — und verhärtete den guten Willen des anfangs eifrigen Sohnes dadurch zu hartem Trotz.

So konnte und mußte denn auch schließlich kommen, was kam!

Als er eines Abends mit stumpfen Pferden bei gefährlichem Glatteis zur Stadt gefahren war, geschah das Unglück! Das Gefährt schleuderte auf spiegelglattem, steilem Landweg einer Böschung zu, die unsicheren Pferde vermochten keinen Widerstand zu leisten, so brach das Handpferd beide Beine, und der Kutscher, ein vielfacher Familienvater, war auf der Stelle tot. Nur Frank Havelland kam mit leichten Hautabschürfungen davon. Als das grose Licht des nächsten Tages — Buß- und Bettfest — aufging, hatte der alte Havelland seinen Sohn von der Schwelle gewiesen . . .

Der Pfarrer, der Frank Havelland getauft und eingesegnet hatte, wollte vermitteln, sobald er davon erfuhr:

„Es ist sehr unrecht, daß er, Ihrem Verbot entgegen, wiederum zur Stadt wollte . . . ganz fraglos sogar!! Aber das andere — das Schreckliche, das — lieber Herr Havelland, ist doch Gottes Wille gewesen.“

Jedoch der Aufgeregte verschloß sich jedem gütlichen Zuspruch. „Sein Maß ist voll,“ sagte er unerbittlich. „Er verdirbt mir durch sein unwürdiges Beispiel die alten, guten Sitten und untergräbt mein Ansehen. Ich will nichts mehr von ihm wissen. Lieber keinen Sohn, als solchen Tunichtgut und Nachtschwärmer, Tier- und Menschenschinder.“

Da versuchte es der geistliche Herr mit dem letzten Mittel. Er pochte mit leisem Finger an das, was sich seit Frank Havellands Knabenzeit angebahnt hatte . . . In dem Liednitzer Herrenhaus lebte unter der Obhut einer alten Hausdame das Schwesterkind der verstorbenen Herrin, die kleine Ingeborg! Und jeder wußte, daß Frank Havelland das blonde, zarte Mädchen über alles liebte.

Der Rittergutsbesitzer hatte auf den stillen Hinweis des erprobten Freundes nur ein hartes Wort: „Wenn sie nach diesem noch zu ihm hält, muß sie ebenfalls aus meinem Hause.“

Sie bewahrte ihm aber nur im Verborgenen ihre Treue und Liebe! Unten im Garten, wo der Raulreiß dieser Novembernacht silberne Brücken von Zweig zu Zweig hauchte, hing sie an seinem Halse:

„Wenn niemand an dich glaubt, ich glaube an dich, mein Frank. Immer! Ich behalte dich lieb, und ich warte auf dich. Laß es nicht zu lange währen.“

Und Frank Havelland lag vor ihr auf den Knien und knirschte mit den Zähnen:

„Ich werde büßen und sühnen, bis mein Leben und meine junge Kraft vernichtet sein wird . . .“

Da flüstert ihm etwas in das Ohr.

„Ja, Frank, büßen mußt du wohl, aber nicht so . . . sondern mit Weichheit und Liebe und eisernem Fleiß, damit dein wundes Herz wieder an der Dankbarkeit anderer gesunde.“

Wie ein unlösbares Rätsel erschien ihm ihr Fördern.

„Du meinst im Ernst, daß ich das kann . . . du meinst es wahrhaftig?“

Seine Verzweiflung wollte ihr Tränen erpressen. Aber sie zwang sich zu einem mutigen Lächeln.

„Ich weiß es sicher. Mein Vertrauen zu dir ist so stark, daß es nicht wanken würde, selbst wenn du eine lange Zeit stumm bliebest.“

„Weißt du denn überhaupt, wie lange das sein muß? — Nun, bis ich vor aller Welt reden darf, bis ich dich mit Stolz in das aus eigener Kraft geschaffene Heim führen kann.“

Sie schmiegte sich fest an ihn.

„Ja . . . so lange.“

„Und wenn es niemals sein dürfte?“

„Es wird sein, verlasse dich drauf, mein Frank!“

So ging Frank Havelland aus seines Vaters Haus, und niemand wagte seinen Namen vor dem alten, harten Mann zu nennen, seitdem der junge, redselige Arbeiter deswegen aus Brot und Arbeit mußte.

— — — Fünfmal hatte der Buß- und Betttag seit dem seine Glockenstimme erhoben, um schlafende Herzen zur Umkehr zu erwecken. Ob der alte Havelland sie auch vernommen hatte, wußte niemand. Sein volles, dunkles Haar war langsam weiß geworden, und seine hohe Gestalt erschien nur noch stolz und aufrecht, wenn er sich gewaltsam emporreckte. — Er war an dem heutigen Bußtag mit seiner Nichte, Ingeborg Sendmann, gerade aus der kleinen Dorfkirche gekommen und tat eine kurze Frage.

„Das Mittagessen wird doch pünktlich fertig sein, Ingeborg? Um 2 Uhr kommt nämlich Pastor Lotz. Wir wollen ein paar Bahnstunden weit ins Land fahren zu einem guten Freunde von ihm, der da aus einer mir von früher her bekannten, gänzlich abgewirtschafteten Klitsche ein kleines Mustergut geschaffen haben soll.“

Ingeborg Sendmann schloß leicht die Augen und lehnte sich fest gegen den hohen Stuhl, der ihr zur Seite stand:

„Nicht wahr, es muß ein selten tüchtiger Mensch sein, daß ihm dies gelang, Onkel?“

„Mehr als das,“ nickte der alte Havelland eifrig. „Du hast ja keine Ahnung, welche unglaubliche Wirtschaft da eingerissen war. Es gab Katen, durch welche Sturm und Schnee fegten. — Ställe, die mühsam von eisernen Trägern gehalten wurden, damit sie nicht umklappten . . . Und jetzt soll alles sauber und fest dastehen . . .“

— — — Ja . . . es war wirklich so!

Ein kleines, freundliches Wohnhaus sah den beiden Herren an Ort und Stelle einladend entgegen. Der Hof war geflastert und gefegt. Ringsherum standen neuerbaute Scheuern und Ställe. Zwei junge Dienstmädchen liefen ihnen mit schwerer Wasserlast vom Brunnen her in den Weg.

„Herrje . . .“ sagte der Havelland und legte die Hand über die Augen, „sehen Sie doch mal, Pastor-

ehen, sind denn das nicht die Mädels von meinem armen Kutscher, der damals . . . na, Sie wissen schon . . . auf der Fahrt mit . . . Frank . . . zu Tode kam?“

— — — Es war wieder das erstemal, daß er den Namen seines Sohnes aussprach. Er erschrak selbst darüber . . . Der Geistliche aber tat, als merke er nichts davon.

„Jawohl,“ sagte er leise, „das sind sie. — Sie wunderten sich damals doch lange, daß die Witwe mit ihren fünf Unversorgten eines Tages ihre Unterstützung ausschlug und fortzog. Nun — sie ist eben hierhergegangen. — Die Kinder arbeiten alle treu und brav, und auch das ist das Verdienst dessen, der in diesen kurzen Jahren hier beinahe Uebermenschliches geleistet hat . . .“

„So, so — nun, da lassen Sie uns denn endlich mal in das Haus gehen. Es drängt mich, diesem Menschen die Hand zu schütteln . . .“

— — — Sobald sie die Haustür geöffnet hatten, kam ihnen der, von welchem sie soeben gesprochen, entgegen.

. . . Ein Zucken lief durch die Gestalt des alten Havelland — er hob beide Hände, als wollte er einen Traum zurückweisen . . . ja, er ließ sie auch weiter vorgestreckt, als er inne werden mußte, daß die Wirklichkeit vor ihm stand . . .

Einen Augenblick später neigte sich ein junges dunkles Haupt demütig vor ihm . . .

Es war lange still in dem kleinen, hellen Raum. Da . . . endlich . . . ein Wort zur Begrüßung aus dem Munde des zitternden Mannes:

„. . . Frank . . . mein Sohn . . .“

Und die schluchzende, jauchzende Antwort:

„Mein Vater.“

— — — Frank Havelland war in Not, Qual, Arbeit und Ringen ein ganzer Mann geworden! Freilich allein und ohne Mittel wäre ihm das wohl nicht gelungen. So aber hatte die erste schwere Zeit der milde Geistliche neben ihm gestanden, ihn getröstet und gestärkt und ihm durch Hergabe eines großen Darlehns die Möglichkeit gegeben, seine Arbeitskraft hier zu beweisen.

Die drei Männer standen lange beisammen. Erst als die Glocken zur Abendandacht riefen, sagte der alte Havelland leise zu seinem Sohn:

„Gott schenke uns allen solchen Buß- und Betttag, mein Sohn . . .“

Und der geistliche Herr nickte, wartete noch ein Weilchen und sprach dann sanft und zart einen Namen aus:

— — — „Ingeborg.“

Da baßte der alte Rittergutsbesitzer die Hand seines Sohnes fester und inniger:

„Ja . . . komm . . . wir müssen jetzt zu ihr! . . .“

Humoristisches.

Heimgeluchtet. Gigerl: „Welche bunte Kleiderpracht, meine Damen, es schillert in allen Couleurs bei Ihnen! Da ist eigentlich jede Dame für sich — eine Farbensachtel!“ — Dame: „Und Sie der Pinsel dazu!“

Mißverständnis. Chef (zum Buchhalter): „Also Zwillinge — na, dann will ich Ihnen eine kleine Aufbesserung bewilligen; aber noch eins, lieber Wohltag . . .“ — „Nein, nein, um Himmels willen nicht — ich hab' genug!“

Hinderungsgrund. Herr Gerichtsvollzieher, die Kuh ist unpfindbar, denn sie stammt aus erster

Ehe.“

Feuilleton

Die Streiche der schlimmen Panlette.

Roman von Karl Hans Strobl.

1.

(Fortsetzung.)

„Jetzt noch ein Dach,“ sagte Thomas, „jedes Haus muß ein Dach haben, Riccarda . . . denk Dir doch, wie das wäre, wenn die Häuser keine Dächer hätten. Da würde es uns ins Bett regnen, nicht wahr . . . und die Stiefel am Morgen, da könnte man ja gar nicht hinein.“

Riccarda sann eine ganze Weile nach, Die Vorstellung, daß es Häuser ohne Dach geben könnte, beunruhigte sie. In ihrem Gesicht kämpften kleine Fältchen gegeneinander. Dann glättete sich das Gekräusel unter einem guten Einfall. „Oh,“ sagte sie, „man muß sich mit einem Regenschirm schlafen legen.“ Sie war nicht wenig darauf stolz, daß sie dieses neue Kulturgut schon kannte.

„Das wäre etwas unbequem,“ widersprach Thomas, „aber wir haben das nicht nötig. Wir können unsere Villa ja ganz famos eindecken. Ich sehe dort drüben einen großen flachen Stein. Das ist unser Dach . . . da kommt uns kein Tropfen Regen herein.“

Während das Kind nach dem Stein lief, sandte Thomas einen Tirailleurblick in Carlottas Trotz ankel. Und da sah er zwischen den fleischigen Lappen und Zacken des Kaktus einen kleinen Offizier mit auf den Rücken gelegten Händen langsam den Gartenweg heraufkommen.

Es tat einen Schlag in Thomas' Brust.

Er sah noch einmal hin. Heiliger Johannes von Nepomuk auf der Prager Brücke — das war der Kaiser. Plötzlich war der ganze morgenfriedliche Garten von Brand und Getöse erfüllt. In Thomas' Blut brauste der Generalmarsch von zwanzig Batillonen, alle Gefühle schwenkten die Fahnen.

Er sprang auf, ohne daran zu denken, daß Sand und Grashalme an seiner Uniform hafteten und daß er eine spitze Muscheltüte in der Hand hielt, die zum Turm für die Villa bestimmt gewesen war.

Riccarda brachte ihr Villadach herangeschleppt und fand den Freudenkerzengerade aufgerichtet und einem Mann entgegenstarrend, der langsam den Garten heraufkam.

„Wer ist das?“ fragte sie, das Näschen wie ein witterndes Häslein. „Sei still,“ murmelte Thomas heiser, „es ist der Kaiser.“

Da ließ Riccarda den Stein fallen, schob sich hinter Thomas, klammerte sich an seinen Rockschöß und begann zu weinen. Es war eine verdammte Geschichte für einen kaiserlichen Leutnant, mit Gras und Sand an den Hosen, ein Muschelhorn in der Hand und einem weinenden Mädchen an den Rockschöß dazustehen.

Napoleon, der Schlachtfelder mit einem Blick zu übersehen vermochte, rätselte auch nicht lange an dieser Situation herum: „Oh, die Kleine fürchtet sich vor mir,“ sagte er lächelnd.

„Sire, ein dummes, verbrecherisches Frauenzimmer, eine frühere Dienstinagd . . . sie ist längst entlassen . . . hat aus . . . sie hat aus Ihnen Popanz gemacht.“

Napoleon lächelte vergnügt. „Komm doch hervor, Kleine, ich tu Dir ja nichts . . . zeig Dich doch. Nein . . . ich will Dich nicht fressen, wirklich nicht. Was denkst Du denn von mir?“

Aber Riccarda weinte nur noch lauter und hing schwer an Thomas Rockschöß. Da griff der Leutnant gewaltig hinter sich, löste die kleinen Fäuste von sich ab und zog das Kind hervor.

Pianos *Blüthner*

das beste deutsche Fabrikat

Alleinriertge Veer für den Staat São Paulo:

Barbosa & Lucchesi

Rua Barão de Itapetininga N. 20. — S. PAULO

Kaum sah der Kaiser das weinende Mädchen vor sich, da warf er seinen Hut zur Erde, fuhr mit der Hand durch das Haar daß es ihm wirr und borstig in die Höhe stand und kam mit klauenartig gekrümmten Fingern schleihend auf das Kind zu. Dazu schnitt er eine fürchterliche Grimasse wie ein hungriger Werwolf, rollte die Augen im Kopfe, fletschte die Zähne und stieß ein wildes Geheul aus.

Riccarda schrie so gellend auf, daß Thomas erschrock und bedeckte die Augen mit den Händen. Sie zitterte am ganzen Körper, von einem Krampf erfaßt, außer sich vor Angst, als ob es nun um ihr Leben geschehen sei.

Aber da stand auf einmal Carlotta zwischen ihr und dem Kaiser. Ihre Augen scheuchten ihn zurück. Sie war mädchenhaft schön und mütterlich zugleich, daß man sie bewundernd lieben mußte.

„Sie sollten sich schämen, Sire,“ sagte sie, „ein Kind so zu erschrecken.“

Dann löste sie den krampfhaften Griff der Kinderhände von der Leutnantsfaust, nahm Riccarda auf die Arme und trug die Wimmernde davon.

Napoleon lachte sehr vergnügt hinter ihr drein: „Donnerwetter,“ sagte er, „da seh einer mal an! Das kleine Mädcl . . . welche Kurage, welche Kraft! Wie sie mir das Schwesterchen aus den Zähnen gerissen hat? Wie eine Löwin . . . Sie haben's gut, Leutnant! Was sagst Du, Bertrand?“

Bertrand, der inzwischen herangekommen war, sagte nur: „Der Notar bringt seinen Schwiegervater sogleich.“

„Nun . . . und wie ich geheult habe,“ fuhr der Kaiser fort, „hast Du das Geheul erkannt, Bertrand?“

Bertrand zog die Augenbraunen hoch, daß das Wort, das er zur Antwort gab, wie unter einem Doppelbogen hervorkam. „Beresina!“ sagte er langsam.

„Jawohl!“ lächelte der Kaiser, „ich habe es mir gut gemerkt. Sie waren nicht in Rußland, sonst wüßten Sie: Es ist das Geheul der Kosaken beim Angriff.“

Ein kleines Stillschweigen wuchs um die drei Menschen zum Kristall, der sie gemeinsam umschloß. Ueber Napoleons Lachen glitt ein leichter Schatten, wie das Bild einer phantastischen Wolke über ein rätselhaftes Meer. Seine Augen verloren für einen Moment den Glanz und wandten den Blick nach innen. Sie waren plötzlich tot und leer wie weite, fahle Schneefelder. Ein Vorhang senkte sich herab . . .

Dann drehte sich der Kaiser auf dem Absatz herum und sah den Garten hinab. Seine Fußspitze klopfte ungeduldig den Boden. Er liebte es nicht, zu warten. Im Nachgenuß der beiden Szenen, die ihm der heutige Tag gebracht hatte, tauchte wieder ein Lächeln auf sein Gesicht. Und er begann leise vor sich hin zu singen, ein Zeichen, daß seine gute Laune aus dem Schatten hervortrat.

Zu einer anderen Zeit hätte Thomas von Kienast diesen Gesang mit hinschmelzender Seele in sich aufgenommen. Aber heute fand er, daß der

Kaiser so falsch sang, wie jeder andere Mensch, der wenig musikalisches Gehör hat, und daß nicht einmal sein Französisch so ganz einwandfrei war.

Der Kaiser sang:

„Non, non, s'il est impossible
D'avoir un plus aimable enfant
Un plus aimable? Ah, si vraiment . . .“

Es war ein Lied, das er vor vielen Jahren von Madame Dugazon gehört hatte.

Miramonte kam mit festen, starken Schritten den Gartenweg herauf und Balliani schlotterte hinter ihm drein. Es hatte ein wenig lange gedauert, denn der Notar hatte seinem Schwiegervater erst mit Bitten und Verhaltensmaßregeln zugesetzt, ehe er ihn vorzuführen wagte. Aber Miramonte war heute bis obenhin voll Sanftmut und Friedfertigkeit wie ein Räucherkerzchen und schien sich gar keine besonderen Gedanken zu machen. Er sah aus wie ein ganz gewöhnlicher, diwanliebender alter Herr, der gut geschlafen und gut gegessen hat und nun der Welt zusieht, wie sie weiter rollt, ohne einen Anspruch auf sie zu machen oder ihr einen zu gestatten.

Als er vor Napoleon stand, sah ihn der Kaiser mit neugierigem Lächeln an, mit diesem bonapartistischen Familienlächeln, dessen Liebenswürdigkeit immer ein wenig Schadenfreude beigemischt schien.

„Geben Sie mir die Hand, alter Herr,“ sagte der Kaiser plötzlich, „oh, ich freue mich, Sie zu sehen. Sie machen Eindruck auf mich. Jedenfalls sind Sie ein Original. Was? Also Sie glauben nicht, daß ich der Kaiser bin? Sagen Sie es nur ruhig, für wen Sie mich halten.“

Die Wimpern um die Augen des alten Herrn schienen aus Draht gemacht. Sie starrten bewegungslos um zwei gewölbte weiße und blaue Porzellanhalbkugeln, die gerade oben ein schwarzes Loch hatten. „Ich weiß,“ sagte er, „daß Sie der Kaiser Napoleon sind, Sire!“

Das gab eine kleine überraschende Enttäuschung. „Oh, Sie glauben es also wirklich? Ich bin Napoleon Bonaparte?“ fragte der Kaiser.

„Ja!“

„Aber Sie haben das nicht immer geglaubt. Sie sind herumgelaufen und haben erzählt, daß der wirkliche Napoleon nicht hier ist.“

Da belebten sich die Porzellanhalbkugeln zu einem wesenhafteren Blick. „Der Kaiser Napoleon steht hier,“ sagte Miramonte überzeugend.

Nun, das hat sich wahrhaftig verlohnt, hierher zu laufen, dachte Napoleon. „Um das zu hören, habe ich den alten Narren aufsuchen müssen? Aber so sind die Propheten. Entweder sie sind besessen, dann reden sie Unsinn, oder der Geist verläßt sie, dann werden sie stumpfsinnig.“

Der Kaiser hätte dem alten Miramonte jede amüsante Ketzerei verziehen, aber dieses langweilige Behaupten des Selbstverständlichen machte ihn verdrießlich. So ein kaiserlicher Unwille ist ein Unkraut, das sehr rasch Halme und Blätter schließt. „Nun, gut“, beschloß Napoleon bei sich, „so will ich wenigstens seinen Nimbus kurz und klein schlagen.“

„Oh, mein Lieber,“ sagte er, „ich höre daß Sie auf der ganzen Insel als ein weiser Mann gelten. Sie sind einer der letzten aus der Schar der Gottbegnadeten, die früher hier und da auf die Welt gesetzt wurden, um den dunkeln Köpfen ein Licht anzuzünden. Sie wissen mehr als andere. Ich möchte ein paar Fragen an Sie richten.“

Miramonte sah den Kaiser mit ganz wachen Augen an und neigte den Kopf. „Nun also . . .“ Napoleon ließ seinen Blick über alle Gegenstände seiner Um-

gebung laufen, die Blumenbeete, die Sträucher, das Gartenhaus und suchte eine Frage. Dann sandte er den Blick weiter aus, in das Amphitheater der Stadt und des Hafens, auf das vormittägige Meer bis zur Linie des Horizontes, die wie ein Schnitt durch die Unendlichkeit war und hob ihn dann zum Himmel. Der schwebte sehr hoch und frühlingsduftig über der Welt. Zwei weiße Wolken waren so gegeneinander geschoben, daß ein blauer See zwischen ihnen strahlte. Und in diesem Stückchen Himmel war ein schwarzes Ding, ein flügelgesegnetes, schwebendes Inselchen des Lebens im Blau, ein Vogel, ein Falke oder eine sonnensehnsüchtige Lerche.

Da glitt ein leiser Spott um die harten Mundwinkel des Imperators zum Kinn. „Nun also . . . können Sie mir sagen, Miramonte, wie viele Zugvögel heuer über Elba hinwegfliegen werden?“

„Die Zugvögel haben nichts zu bedeuten, Sire,“ sagte Miramonte, „sie werfen Schatten und sind vorüber. Aber das weiß ich: ein Adler hat sich auf Elba niedergelassen, Sire, und es wird nicht lange dauern, so wird er hinweggeflogen sein.“

Der Kaiser sah den Alten überrascht an. „Eine prächtige Antwort“ dachte er. Wie kommt der Alte dazu . . . oh, was soll man dazu sagen? Vorsichtig suchte sein Blick das Gesicht Bertrands. Der stand da und machte große Augen.

Noch jemand machte große Augen. Das war Thomas von Kiennast, dem der Alte mit einemmal so verwandt schien, wie ein Mensch, der vielleicht aussprechen könnte, was man selbst nur unklar fühlt. Wie ein germanischer Seher sprach der Gubernialrat von Kiennast in der Wurzelnähe von Thomas' Wesen, wo neben Rousseau, Voltaire und Diderot doch auch allerlei Wissen von deutscher Vorzeit aufgespeichert war. Und in diesem Augenblick erschien ihm der Alte mit seinem antwortssicheren Ernst größer und kaiserlicher als der fragende Spötter.

Napoleon aber war schicksalsmächtig ergriffen. Nun war ihm das Fragen mit einemmal kein Spiel mehr, „Aber der Adler hat eiserne Fesseln um die Fänge . . . wie kann er sich erheben?“ sagte er.

„Er wird seine Fesseln zerreißen.“

Ueber Napoleon breiteten sich eine alte Platane aus. Ihre Blätter begannen sich plötzlich zu bewegen, wie von unsichtbaren Strahlen getroffen, die von diesem mit Energie geladenen Körper ausströmten. „Nun gut, mein Herr,“ sagte der Kaiser, „er wird sie zerreißen.“

„Sire,“ mahnte Bertrand.

Aber Napoleon war jetzt für kleinliche Bedenken und Vorsichten nicht zu haben. „Und wie denken Sie sich das, mein Herr . . .? mitten durch die Feinde, die da Wache halten, denen das Meer gehört . . .?“

„Wir spannen ein paar Schiffe vor und ziehen die ganze Insel nach Frankreich.“

Das war natürlich nichts naderes, als ein zurückgebliebener Gedankenbestandteil aus den konfusen Zeiten des alten Miramonte. Es gibt aber eine Methode, selbst den Unsinn bedeutsam zu machen: das Symbol. Napoleon faßte Miramontes Wort symbolisch auf und nickte.

„Sire,“ mahnte Bertrand noch einmal.

„Oh,“ sagte der Kaiser nachdenklich, „ich habe vierhundert Mann . . .“ aus seinen Augen brach ein starkes Licht: „ . . . und mich! . . . macht viermalhunderttausend!“

Er besann sich. „Wer waren die Zeugen dieser Szene gewesen?“

Bertrand! Oh, ein Archiv, ein Geheimschrank, ein Bankgewölbe, ein Friedhof.

Der Notar Balliani: ein lebendes Stückchen Angst, ein Männlein, das eher an einem unvorsichtigen

Wort ersticken, als es aus dem Bercich der Zähne entlassen würde.

Miramonte: Der Seher, der Begeisterte, ein weise gewordener Narr, dessen Gefasel keine Bedeutung hatte, wenn er wieder närrisch wurde.

Und ein Offizier, der die napoleonische Uniform trug.

Der Kaiser lächelte das bonapartistische Familienlächeln. „Sie sind der Leutnant Thomas von Kiennast,“ sagte er, „Madame Mère hat mir von Ihnen erzählt, Sie lieben den König von Rom. Ich merke mir solche Dinge, mein Herr.“

Dann grüßte er durch ein kurzes Nicken und ging davon, unvermittelt, als einer, der gehen und kommen kann, wie es ihm beliebt.

So endete ein Besuch, der unternommen worden war, um sich über einen Verrückten lustig zu machen.

Thomas von Kiennast sah dem Kaiser nach und löste langsam die militärische Starrheit seines Brustes auf. Er fühlte das Versprechen in Napoleons Worten. Aber was ihm noch vor einer Stunde den Taumel eines großen Glückes gegeben hätte, schien ihm trüb und dunkel. Ein großer Glanz war ihm erloschen. Eine deutsche Empfindlichkeit litt an der Erkenntnis der kleinen Menschenschwächen seines Helden.

Langsam ging er den Garten hinab und trat in das Haus Ballianis, in das verdunkelte Kinderzimmer, wo Riccarda fiebernd und von Krämpfen geschüttelt in ihrem Bettchen lag.

Carlotta sah ihm angstvoll entgegen. Nun mußte sein Zorn über sie hereinbrechen, springflutartig, und die letzten Verbindungen zwischen ihm und ihr niederreißen. Sie hatte gewagt, seinem Kaiser zu sagen, er solle sich schämen, Aber Thomas sagte nichts. Er setzte sich an Riccardas Bett und nahm die heiße Kinderhand in seine.

Am selben Abend aber stiftete der Notar Balliani eine große und dicke Wachskerze für den neuen Altar seines Namenspatrons Carlo Borromeo in der Pfarrkirche, der dem Heiligen als Ersatz für seine entweihete Kirche eingeräumt worden war. Und als der Pfarrer mit einigem Erstaunen nach dem Anlaß des Opfergeschenkes fragte, antwortete der Notar: „Für eine Errettung aus großer Gefahr.“

So waren die blauen, kätzenhaft hingedehnten Inselfesttage der Prinzessin Paulette.

Dreizehntes Kapitel.

Gleich am frühen Morgen — was eben bei Paulette diesen Namen hatte; ein allerliebstes gähnendes Aufstehen in eine sehr hochstehende Sonne hinein — am frühen Morgen also kam seine Hochwürden, der Herr Pfarrer, um die Messe zu lesen. Das war ein frommer Eingang in den Tag. Wie durch ein erotische, spitzgewölbte Kirchenpforte, hinter der man nichts anderes vermuten kann, als die Rubine, Smaragde und Amethyste auf Steinfließen hingeschmolzener Fensterlichter, bläulich-weiße süße Weihrauchwolken, liebliche Madonnengesichter mit kleinen, nackten Jesukindlein und die ernste Pracht besonnener Heiliger mit Bischofsstäben, goldenen Evangelien und großen Schlüsseln.

Aber es waren ganz andere fromme Dinge hinter dem Eingang. Gehäufte Eitelkeiten und Spitzbübereien und waghalsige Herzensspiele, in denen eine gegen viele stand. Immerhin war es sehr hübsch, seinen Tag so einzuleiten. Der Herr Pfarrer verschwand, nachdem er sich vorher nach dem Befinden der Fürstin erkundigt und ihre Fingerspitzen geküßt hatte, in einem Nebenzimmer, um Toilette zu machen. Er tat die altertümlichen Gewänder um, die aus Goldbrokat, Stickereien und Spitzen be-

standen, hing sich die Stola um die Schultern und bespritzte sich ein wenig mit russischem Moschusparfüm, von dem er wußte, daß es die Prinzessin liebte.

Dann kam er duftend und strahlend und ganz aufgebläht vor Wichtigkeit und klappte den dreiteiligen Hausaltar auseinander, der auf einem mit reicher Decke verhangenen Kasten stand.

Die Prinzessin und ihr Hofstaat saßen hinter ihm. Die Prinzessin in ihrem rotsamtenen Armstuhl, der das Falten der Hände zu einem Vergnügen machte. Sie sah ihm zu, riß das rosige Mäulchen auf, wenn sie nicht ganz gut ausgeschlafen war, holte wohl auch manchmal ein Viertelstündchen nach, mit kleinen, leichten, zierlichen Atemzügen, die sich anhörten, als ob sie bei geschlossenen Augen ganz besonders andächtig sei. Wenn sie wach war, so besah sie ihre Finger, lächelte ihrem Bild in dem gegenüberhängenden Spiegel zu und freute sich zu sehen, wie sich seine Hochwürden, der Herr Pfarrer, vor dem dreiteiligen Hausaltar drehte, mit den schönsten Pas, die man nur denken konnte, stolz und stattlich und girrend wie ein Tauber.

Denn es muß leider gesagt sein, daß seine Hochwürden, den Herrn Pfarrer selbst bei der heiligen Handlung die höchst sündhafte Männcheneitelkeit nicht verließ, auf die kleine Prinzessin da hinten unten einen angenehmen Eindruck zu machen.

Nach der Messe legte der Pfarrer die Pracht aus Goldbrokat, Spitzen und Stickereien im Nebenzimmer ab und kroch in die Soutane, in der ihm nichts übrig blieb, als durch die Pracht seines Geistes zu wirken. Es folgte ein halbes Stündchen einer Unterhaltung über Seidenraupenzucht und Politik; zum Thema Seidenraupenzucht wußte Paulette nichts Erhebliches beizutragen, um so pikantere Details wußte sie zum Thema Politik und sie hatte kein Bedenken, sie an den Mann zu bringen. Das waren Erinnerungen an den Hof, kleinwinzige Histörchen über Josephine und Maria Luise, die von Bosheit und Schadenfreude nur so glitzerten und gröbere Geschichten über den guten Fürsten Camillus Borghese, der ein solcher Himmelsesel war, wie nur je einer in sämtlichen Reichen Europas gelebt hatte. Es waren auch Geschichten darunter, die das Parfüm des Hotel Royal an sich hatten, wie es um drei Uhr morgens durch die Säle zu wallen pflegte, und die Prinzessin freute sich, zu sehen, wie seine Hochwürden, der Herr Pfarrer, rot und röter wurde.

Dann brach sie plötzlich ab. „Mein Gott, was erzähle ich Ihnen da? Gehen Sie, Herr Pfarrer, Sie könnten verdorben werden . . . mein Gewissen gibt es nicht zu, diese Geschichte zu Ende zu erzählen.“

Und der Pfarrer ging zögernd und mit tiefem Bedauern davon. Er beneidete den König von Persien, dem solche Geschichten durch tausendundeine Nacht hindurch erzählt worden waren.

Wenn er fort war, ließ Paulette den dreiteiligen Hausaltar abnehmen, und unter der reichen Decke kam ein großer Toilettkasten zum Vorschein. In dessen zwanzig Fächern hundert verschiedene Büchsen, Tiegel und Fläschchen köstliche Ingredienzien zur Pflege einer schönen Frau aufbewahrt waren.

Bei dieser zweiten und noch heiligeren Handlung durfte ihr Drouot Gesellschaft leisten. Das war sein Vorrecht, das er nicht einmal nach Vantinis Auftauchen hergegeben hatte.

Nun empfing Paulette seinen Bericht über die Vorkommnisse auf Elba. Drouot war ja Gouverneur der Insel, hatte die Polizeigewalt in Händen und mußte alles wissen, was sich ereignete. Aber sein Unglück war, daß sich nichts ereignete. Und es war

ihm anfangs begegnet, daß Pauline ihren Zorn ungestüm über ihn ergossen hatte. „Wenn sich nichts zuträgt, dann zetteln Sie etwas an. O Gott, was für eine Insel ist das und was für einen Gouverneur hat sie. Ihr seid einander würdig ihr beide.“

Aber Bertrand hatte eine kluge Frau, die für den armen Drouot Mitleid empfand. Sie gab ihm einen guten Rat. Und eines Tages brachte der „Inconstant“ für Drouot eine große Kiste aus Marseille. Sie kam von Monsieur Lagarde, dem ersten Buchhändler und Antiquar in Marseille, und enthielt eine ganze Momoiirenbibliothek. Lauter interessante Abenteuer der reifrockknisternden Damen, die am Abend ihres Lebens die Erinnerungen an ihre Erfolge und die Niederlagen anderer mit geschickten Federn aufzuzeichnen liebten, Klatsch und Tratsch galanter Jahrhunderte, Histörchen mit sehr zugespitzten Ausgängen, die meistens den Hörnern gutmütiger Ehegatten glichen.

Nun geriet Drouot niemals mehr in Verlegenheit.

Aber die elbanischen Geschichten, die er nun der Fürstin zu erzählen wußte, hatten sich alle am Hofe Ludwigs, des Zentralsonnigen, im Paris Ludwigs des Fünfzehnten oder im Umkreis des Hotels Rambouillet zugetragen. Das half ihm sein Vorrecht einer Morgenstunde selbst gegen Vantini behaupten.

Nur in einem Punkte leistete er den neugierigen Fragen der Prinzessin gepanzerten Widerstand. Er nannte niemals die Namen der Personen seiner Geschichten und so hatte Paulette auch noch dazu den feinen Reiz des Rätselratens und Anpassens der Historien auf ihre elbanischen Bekannten.

Immerhin griff sich Drouot manchmal schmerzlich an den ergrauenden Kopf. Es war doch einigermaßen entwürdigend für den ersten Artillerieoffizier Europas, sich dergestalt mit den Federn der nunmehr in Gott ruhenden Klatschbasen schmücken und alle Morgen eine verstaubte Alkovengeschichte von anno dazumal erzählen zu müssen. Aber was konnte man tun? Es war der Preis für den Anblick der Prinzessin und das Zusammensein mit ihr, bei dem Drouots törichtes Herz noch immer stärker zitterte als in allen Schlachtendonnern seiner Kriegerlaufbalm zusammengenommen.

Es gab aber jemanden, der dies ganze Liebespiel durchdrang und dazu lächelte. Das war Mademoiselle Tourbine, die Vorleserin, die ebenso häßlich war wie die Prinzessin hübsch. Eine Vorleserin, die niemals dazu kam, ihr Amt auszuüben, weil die Prinzessin sich für Gedrucktes nur insofern interessierte, als es die Erläuterung zu den neuesten Modefiguren abgab. Sonst waren ihr Bücher etwas ähnliches wie Sterne: sie sind sehr schön — aber man begelurt sie nicht.

Es ist sehr qualvoll, immer in der Nähe einer schönen Frau leben zu müssen. Besonders qualvoll aber ist es für eine häßliche Frau, die noch dazu klug ist, zu merken, daß sie nur Hintergrund und Kontrastwirkung ist. Aber oben diese Klugheit gewährt Mademoiselle de Tourbine manchen heimlichen Triumph und lud sie mit allerlei psychischen Kräften wie eine Batterie voll seelischer Elektrizität. Sie wartete nur auf eine gute Stunde für die Entladung. Inzwischen hörte sie den Geschichten des Herrn Drouot mit einem Lächeln voll niederträchtiger Ergebenheit zu. Sie war belesen genug, um sich zu den Quellen und Ursprüngen dieser Geschichten hinzufinden.

Nach Drouot kam Corónel an die Reihe. Es war seine innig geliebte Pflicht, mit der Prinzessin spazieren zu fahren. Er brauchte nicht nach einem Thema zu suchen. Es saß ihm jederzeit im Herzen, auf der Zunge und in den Augen: das lasterhafte, be-

rauschende, geheimnisvolle, duftende Paris. Ueber Paris konnte man ernsthaft sprechen und schwärmen, man konnte eindringlich und oberflächlich sein, konnte lachen und schwermütig sich sehnen. Paris war eine Welt voll Sonne und ziehender Wolken, voll Bläue und nächtlicher Finsternis, ein Mythos voll Engeln und Teufeln, eine Legende von der verzauberten Königstochter und ein frivoler Almanach mit lauter entzückende Nacktheiten von Meisterhand.

Corunel hatte es leicht. Er war jung und leichtsinnig und verliebt und von den Pariser Frauen verwöhnt, er hatte ein Thema, so unerschöpflich und vielseitig wie die Liebe selbst.

Es kam häufig vor, daß er bis über das Speisen bei der Prinzessin blieb. Dann reichte er beim Fortgehen zumeist dem päpstlichen Kammerherrn Vantini die Türe, dessen Stunde jetzt geschlagen hatte.

Dann lächelten zwei Verbündete einander zu.

Nach einer der ersten Begegnungen hatte es zwischen den beiden Freunden eine kleine Unterredung gegeben, die so bezeichnend dafür ist, wie Männer von der Welt sich in solchen Lagen sich zu benehmen wissen, daß sie hier ihren Platz finden soll.

Zuerst hatten sich ein finsternes und ein lächelndes Gesicht gegenüber gestanden.

Das finstere Gesicht, das Corunel angehörte, hatte mit drohenden Blicken in den lächelnden Augen des Kammerherrn gebohrt. „Mein Herr,“ hatte er gesagt, „es scheint, Sie haben vergessen, daß ich Sie hier eingeführt habe.“

„Ah, mein Lieber, im Gegenteil, ich werde es Ihnen niemals vergessen, daß ich durch Sie die entzückendste Frau der Welt kennen gelernt habe.“

„Nun, ich muß Ihnen sagen, daß ich es anfangs, zu bedauern, selbst Ihr Führer gewesen zu sein. Es scheint, Sie beabsichtigen, sich Rechte herauszunehmen, die nur älteren Freunden zukommen.“

„Ich bitte Sie, lieber Corunel, was sagen Sie? Ich weiß nicht, was ich sagen soll? Wie lange waren Sie schon nicht in Paris?“

„Ich verstehe Ihre Frage nicht.“

„Nun, ich glaube, Sie haben vergessen, wie man sich in Paris benimmt. Ja, ja . . . mein Lieber. Man ist dort nicht so kleinlich, einem andern das Vergnügen stören zu wollen, das man selber wie ein unverdientes Geschenk vom Himmel empfängt.“

Da war die Finsternis vom Gesicht des Kapitäns gewichen und ein heiteres Gewähren und Verstehen breitete sich wieder zwischen den beiden Freunden hin. Ja, zum Teufel, dachte Corunel, es ist wahr: man soll nicht von mir glauben, daß ich schon so ganz verelbanert bin.

Vantini also, dem päpstlichen Kammerherrn, gehörte der größte Teil des prinzeßlichen Nachmittags. Er war ein genialer Mensch. Corunel hatte ein einziges Thema, das er freilich zu unzähligen Variationen zu entfalten wußte. Vantini aber hatte eine solche Fülle von Stoffen, daß er nur zu schweigen brauchte, wenn die Kristallkugel über die Szene schwebte.

Ja . . . die Kristallkugel hatte Pauline mit ihrem verschwiegenen Bild die Zukunft richtig angezeigt. Und die Prinzessin war sehr zufrieden damit. Denn der Kammerherr war, wie gesagt, ein genialer Mensch, den Gott an einem großen himmlischen Feiertag eigens für den Salon einer schönen Frau erschaffen und mit so viel Gütern gesegnet hatte, als man dort nur verwenden kann.

Vantini malte, sang, tanzte, dichtete, musizierte. Er malte mit Wasserfarben die schönsten Blumenstilleben, mit Emailfarben die entzückendsten Frauenköpfe auf Elfenbein und Porzellan, er zeich-

nete die lustigsten Schattenrisse, die noch immer zu Ehren des sparsamen, weiland Finanzministers Silhouetten hießen; er sang Opernarien mit einem so schmelzenden Tenor, daß die Töne nicht bloß durch die Ohren, sondern durch alle Poren einer angenehm überrieselten Frauenhaut in den Körper zu dringen schienen, er sang aber auch italienische Volkslieder und legte besonders in das elbanische Liedchen von der Naachtigal so viel Ausdruck und Verstand, daß man es für die achte geoffenbarte Grundwahrheit hätte halten mögen; er tanzte alle Tänze der Höfe Europas und der Salons, aber auch der Bauern, bei denen freilich wenig Zierliches, aber um so mehr unverhüllte Natur zu finden war; er dichtete Madrigale und Sonette, in denen die Worte gar wunderbar aneinander gereiht waren, so daß sich ein elastischer, schmeichelhafter Sinn ergab, oder Kanzenen, so prächtig wie Salbbüchsen aus Gold mit Edelsteinen; und er musizierte, . . . ja, das war ein Musizieren auf dem Spinett, der Laute, der Geige oder der Flöte, daß er ohne weiteres in jedem Konzert der himmlischen Heerschaaren hätte mitwirken können.

Der ganze Mann, seine Gedanken und Wendungen, seine Bewegungen und Stellungen strömte sozusagen einen angenehmen und wohlgefälligen Geruch aus. Daß dieser Geruch ein wenig an den Friseurladen erinnerte, verschlug der Prinzessin nichts. Er nahm immer mehr den Mittelpunkt ein, während Cornels jugendliche Kühnheit am Umkreis ihre Stätte hatte. Nach Monsieur Vantini wurde Thomas von Kiennast empfangen. Der arme Thomas von Kiennast, er hatte freilich am Ende eines so wohl ausgefüllten Tages einen schweren Stand.

Er hatte weder die Frömmigkeit seiner Hochwürden, des Herrn Pfarrers, zu bieten, noch die unfassenden Skandalkenntnisse des Gouverneurs Cornels, noch die schillernde und duftende Weltgewandheit Vantinis.

Er brachte nichts mit, als sein noch immer gebanntes, zuckendes, dummes Herz.

Und er tat das allerdümmste, was er hätte tun können, er versuchte es mit dem Ernst.

Aber da wurde die Prinzessin ungeduldig, strampelte mit den Beinen und schrie: „Unterhalten Sie mich, mein Herr . . . hören Sie . . . unterhalten Sie mich . . . wozu kommen Sie her! . . . Unterhalten Sie mich.“

Aber der Unglückliche hatte keinen Tropfen Crebillon in seinen Adern und er hörte nur die Stimme des weiland Gubernialrates von Kiennast, Vorstandstellvertreters des wissenschaftlichen Klubs „Athené“ in Prag, in seinem Innern. Und er machte mit einem hilfsehlenden Blick nach dem Fenster den Vorschlag, sie könnten doch miteinander . . . ein Buch . . . also etwas . . . gemeinsam lesen.

Da strampelte aber Paulette mit den Beinen noch viel ärger und ihr Kammeenantlitz wurde medusenhaft wild: „Ich sage Ihnen ja nicht, daß sie mich langweilen sollen,“ schrie sie, „ich will, daß Sie mich unterhalten sollen.“

Bei solchen Szenen war es Thomas immer, als bröckele von seiner Seele etwas ab. Sie glich einem von einem wilden Wasser unterspülten Ufer, diese Seele, oben waren noch Gras und Bäume und es sah sich an, wie fester Boden. Bis eines Tages plötzlich wieder ein ganzes Stück versank, verschwand und von den gelben, wirbelnden Fluten verschlungen wurde. Dann sah Thomas schweißtriefend in sich hinein, beschaute den Schaden und sagte sich: Du Idiot, Du eselhaftester unter allen Jünglingen zwischen zwanzig und dreißig, Du, der Du verdienstest, von einem steinernen Heiligen auf

der Prager Brücke mittags um zwölf Uhr eine Ohrfeige zu bekommen . . . was, Du Unfähiger, Du mißglückte Nachahmung eines Europäers, Du bist nicht imstande, die Dame zu unterhalten, die Du liebst? Du bist zu gar nichts nütze, Du solltest Dich in Würste haeken lassen oder ins Bett legen und niemals wieder aufstehen. Ah, es ist traurig. Du wirst am besten tun, zu gehen, ehe das wilde Wasser Deine ganze Seele abgebröckelt hat.

So pflegte sich Thomas von Kiennast zum Rückzug anzureden. Aber da geschah es, daß ihm ein elfenbeinerer Schimmer vom Arm oder der Schulter her, oder die leichte rosige Dämmerung im Ausschnitt des Kleides alle Ueberlegung wegwischte, wie der Schwamm die schönste und richtigste mathematische Lösung oder die tiefstinnigste Formel mit Barbara und Coelarent von der Tafel.

Und er blieb. Zwar mit einer großen Beschämung und Verachtung vor sich selbst, aber er blieb. Zwar mit dem Vorsatz, nicht wiederzukommen, aber er blieb.

Und die Prinzessin, die auf dem Kindergesicht des Leutnants alle Gefühle ablas, hatte so viel Vergnügen an alledem, daß sie milder gestimmt wurde und ihn von Prag erzählen ließ.

Eines Tages aber fragte Vantini: „Sagen Sie Prinzessin, warum jagen Sie eigentlich diesen öden Herrn von Kiennast nicht zum Teufel? Er kommt immer so breitspurig daher, als ob er mich weg-schieben wollte. Er verkürzt mein Zusammensein mit Ihnen. Er nimmt uns zwei kostbare Stunden weg. Was haben Sie eigentlich an ihm?“

Die Prinzessin saß im grünen Schatten einer Fächerpalme vor dem offenen Fenster, in dessen Rahmen ein lachsfarbenes Meer ausgespannt war. „Sie werden zugeben müssen, er ist der Hübsechste von Euch allen.“

Das ärgerte Vantini ein wenig. Aber man durfte sowas nicht zeigen, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, von nun an stündlich dasselbe zu hören. Darum stimmte er bei. „Gewiß, er ist der Hübsechste. Er ist aber auch der Dümmste von uns.“

„Gerade das macht mir das größte Vergnügen. Es gibt eine ganze Menge sehr kluger Männer. Mein Gott, Vantini, Sie wissen doch . . . ich weiß zur Genüge, wie es ist, von klugen Männern geliebt zu werden. Es waren auch schon eine ganze Menge Dummköpfe da. Aber dieser Leutnant. Die andern hatten alle den Mut ihrer Dummheit und der ist manchmal kühner als der Angriff der Klugheit. Dieser Leutnant aber hat Ehrfurcht vor mir.“

Da mußte Vantini doch lächeln. So ein kleines, lebenswürdiges, respektloses, ein ganz klein wenig spöttisches Lächeln.

„Ja, Sie dürfen es mir glauben . . . Donnerwetter, Granaten übereinander . . . er hat Ehrfurcht vor mir. Das scheint Ihnen sonderbar . . . wenn man sich mit Euch einläßt, hört Ihr alle auf, die Fürstin zu sehen, und es bleibt nur das Weib übrig. Aber für ihn bin ich es noch. Und das ist ganz hübsch, so zu sehen und zu fühlen. Er ist ebenso verliebt wie Ihr, vielleicht noch mehr, aber er wagt es nicht, seine Wünsche zu mir zu erheben. Das ist sehr kostbar. Und ich will sehen, was daraus wird. Ich werde mich hüten, mich selbst um das Vergnügen zu bringen.“

Es gab aber einen im Flammenbereich Paulettes, der noch viel schlimmer daran war, als Thomas von Kiennast.

Das war der arme, unglückliche Hauptmann Lamaurette, der ebenso rettungslos verliebt war wie Thomas, der aber kein hübsches Kindergesicht und nicht die wirksame Jugendlichkeit ehrfürchtiger

Schwärmerei für sich hatte. Wenn nicht der Vergleich mit einem Flügelwesen für den biederen dicken Lamaurette etwas unmögliches an sich gehabt hätte, so hätte man an die berühmte Motte denken können. Jedenfalls war bei ihm nicht mehr von Schwirren und Tanzen die Rede. Er kroch schon, versengt und verunstaltet auf dem Tischtuch der Begebenheiten dahin, mit irrsinnigem, schmerzlichem Gesumm und öfteren Verwicklungen der Beine, nachschleifendem Hinterleib und plötzlichen Burzelbäumen. Was selbstverständlich alles bildlich zu nehmen und aufs Seelische zu beziehen ist.

Lamaurette hatte Weib und Kinder verlassen. Er hatte aufgehört, der ideale Eliemann zu sein und mit dem Einkaufskorb auf den Markt zu gehen. Sein Gemüt war nicht mehr von Haushaltssorgen und von dem Aerger über zwei an die Butterbäuerin verlorenen Sous erfüllt, sondern von dem unaufhörlichen Gebrodel einer in Verdampfung begriffenen Innerlichkeit. Dabei hatte er besonderes Unglück. Während seine Seele durch diesen Läuterungsprozeß so schlank wurde, daß sie durch ein Nadelöhr hätte gehen können, schwoll sein Leib vor Kummer immer mehr an. Es gibt solche Unglückliche, deren Aeusseres ihrem Inneren so ganz und gar widerspricht. Solange Lamaurette den Haushalt selbst besorgt und gewußt hatte, was diese und jene Speise kostete, hatte er noch immer mit Bedacht und Zurückhaltung gegessen. Jetzt aber, wo ihm in jeder Weise die Kontrolle über sein Haus und sich abhanden gekommen war, aß er gedankenschwer und kummervoll in sich hinein, als ob die Verliebtheit eine Drescherarbeit sei.

Ihm war keine bestimmte Stunde von Paulettes Tag vorbhalten. Er machte morgens, mittags und abends Versuche, vorgelesen zu werden. Zehnmal vergebens, bis er beim elftenmal eine Stimmung Paulettes traf, in der sie sich grausam belustigen wollte. Da war Lamaurrettes Hofnarrentum gerade recht dazu. Da durfte er dann kommen und sich in Gegenwart eines andern quälen lassen. Paulette behandelte ihn mit Pfeife und Peitsche wie einen Tanzbären. Und Lamaurette tanzte zu Paulettes innigem Ergötzen und zum peinlichen Erstaunen der anderen ganz nach ihrem Willen.

So waren die blauen, kätzchenhaft hingedehnten Inselftage der Prinzessin Pauline.

Die Abende aber brachten seit einiger Zeit ein längst sehnsüchtig erwartetes Vergnügen: das Theater. So führte eine gelicime innere Linie vom Ende eines jeden Tages zu seiner Hochwürden, dem Herrn Pfarrer zurück, mit dem der Tag anfang und der es auf sich genommen hatte, den heiligen Carlo Borromeo seiner Kirche berauben zu lassen.

Vierzehntes Kapitel.

Denn nun war es wirklich dazu gekommen, daß in der ehemaligen Kirche des bewunderungswürdigen Heiligen Theater gespielt wurde.

Im Chorraum war die Bühne aufgeschlagen und in den gotischen Altarzellen rund um den Chor nisteten sich die Garderoben ein. Die Musiker saßen auf einem großen Mosaikstern, der in farbigen Steinchen wunderschön ausgelegt und von Szenen aus der Legende des Heiligen umgeben war. Unter anderen Wundertaten war auch die zu sehen, wie Carlo einem Tauben das Gehör wiedergibt. Was mit einer senkrechten Umkehrung auch auf die Musikkapelle auf dem Mosaikstern hätte bezogen werden können, denn in deren Musikverübung liefen die Geigen noch immer wie junge Hunde hintereinander her, während die Bässe gleich gängstigten Vättern dreinpölkerten.

Die Zuschauer saßen in den ehemaligen Beterbän-

ken, die mit rotem Tuch neu überzogen waren. Nur waren die hinteren Reihen etwas erhöht worden, damit man auch etwas von der Handlung im Chorraum zu sehen bekäme. Auch die Deckmalerei war — nur etwas gründlicher — den neuen Zwecken angepaßt worden. Während man früher mit frommschauern dem Triumphgefühl in den Wölbungen hatte sehen können, wie der heilige Carlo Borromeo einem bußfertigen Ketzler die Dämonen des Unglaubens austrieb, während nebenan ein Unbußfertiger von grimmigen Teufelsgestalten an seinen eigenen Eingeweiden in die höllischen Oelsiedepfannen gezerrt wurde, sah man jetzt ebendort etwas gänzlich anderes. Es war etwas Angenehmeres aber weit weniger Erhebendes. Man sah nämlich neun wohlgebildete Frauengestalten, sämtlich in etwas leichter Gewandung, die ihnen durch einen niederträchtig lächelnden Windengelskopf teils an-, teils fortgeblasen wurde, während sie im Reigen schritten.

Von allen Veränderungen erweckte diese die besondere Gewissensangst seiner Hochwürden, des Herrn Pfarrers. Der Anblick der neun tanzenden Damen kostete ihn manchen Seufzer, denn er dachte, daß Carlo den Ersatz seiner Wunderszenen durch dieses leichtfertige Weibsvolk nie und nimmer gut heißen könne. Bis ihm eines Tages ein neuer Einfall kam, so plötzlich, so vom Himmel herab, daß er nicht anders als vom Heiligen selbst entsandt worden sein konnte. Ah, — es waren die neun Musen! Nun gut — aber kam es denn auf den Namen an? Gewiß nicht . . . und wenn man nicht eben wußte, daß es die neun Musen waren, so hätte man die Damen ebensogut für neun Engel halten können, die da oben zu Ehren Gottes tanzten und Halleluja sangen. Oh — sie unterschieden sich in nichts von den Angehörigen der himmlischen Heerschaaren, die man auf so vielen frommen und sicherlich gottgefälligen Bildern zu Ton und anderswo als angenehme Nachbarschaft lächelnder und vergnügter Heiliger sehen konnte. Mit diesem himmelsentsandten Einfall waren die letzten Bedenken des Pfarrers besiegt und die Umwandlung der Kirche in seine Weltordnung eingegliedert.

Zuerst war eine Wandertruppe italienischer Schauspieler in das Theater eingezogen. Sie kam aus Lucca; und als der Direktor sich auf der Gouvernementskanzlei seine Lizenz geholt hatte, war er beim Verlassen der Amtsräume mit dem Großmarschall Bertrand zusammengetroffen. Bertrand hatte ihn scharf angesehen und dann rasch geflüstert: „Jena und Eylau“, worauf der Direktor ebenso entgegnet hatte: „Stern Frankreichs.“ Darauf hatte Bertrand gesagt: „Heute abend nach der Vorstellung an der nördlichen Seitenpforte.“

Da in dieser Geschichte der Leser nicht durch geheimnisvolle Vorgänge bedrängt und beunruhigt werden, da er sich nicht in der Folterkammer historischer Ereignisse gestreckt, gewippt und gebrannt sehen soll, sei die Spannung sogleich gelöst und mitgeteilt, worum es sich handelte.

Es gab in Italien eine Menge Patrioten, die mit dem gegenwärtigen Zustand der Dinge höchst unzufrieden waren. Die österreichische Herrschaft war wiedergekehrt, drückender als je, sie sahen das Vaterland zerrissen . . . Noch immer aber stand der Stern des Kaisers über Elba, und alle Hoffnungen hingen an ihm. Da schloß man sich zu geheimen Bündnissen zusammen, verschwor sich auf Tod und Leben und tat sich fleißig mit schiffrierten Botschaften, Zeichen und seltsamen Zusammenkünften um. Da war ja auch Murat, der Schwager des Kaisers, aber der wußte selbst nicht recht, was er tun sollte, um König von Neapel zu bleiben. Nun — man versuchte ihn einzuspinnen und zu überzeugen, daß

es besser für ihn sei, sich auf die Seite des Kaisers als auf die der Verbündeten zu schlagen.

Jedenfalls gab das ein lebhaftes Hin und Her zwischen den einzelnen Bundeinheiten, in dem sich die italienische Haupt- u. Nationalleidenschaft des Verschwörers nach Herzenslust ausleben konnte. Die Boten kamen und gingen nach und von Elba und trugen ihre Nachrichten in den Stiefelsohlen, den Hutkrempe, dem Rockfutter und freuten sich ihrer ungeheuren Bedeutung. Sie erschienen in den Verkleidungen von Weinhändlern, Malern, Hühneraugenoperateuren, mit falschen Bärten und gefärbten Haaren, wie es sich für richtige Verschwörer gehört. Diesmal war sogar ein Theaterdirektor der Bote der Patrioten. Um im Stile der Deckengemälde in der weiland Kirche des heiligen Borromäo zu sprechen: Clio bediente sich der Maske Thalias.

Napoleon ließ sich umwerben und beantwortete die Botschaften mit anderen, die so geheimnisvoll waren, daß selbst die gewiegtsten Verschwörer nicht auf ihren Sinn kamen.

Sir Neil Campbell sah dem ganzen Treiben mit seinem Bajonettlächeln zu. Er erschien hier und da zu einer Vorstellung der italienischen Truppe und spendete auch dem Direktor, der ein vorzüglicher Darsteller komischer Väter war, gemessenen Beifall. Denn er genoß die höhere Komik der Mitwisserschaft aus der Situation, er sog das Mark der Ironie aus den Angelegenheiten.

Nach dem Wegzug der italienischen Truppe, deren Direktor eine äußerst gediegen chiffrierte Botschaft in den Stiefelsohlen mit sich nahm — so gediegen, daß sie selbst der Empfänger nicht entziffern konnte — stand die Bühne zwei Tage leer.

Dann aber begann eine neue Ära in der Entwicklung des Theaters auf Elba.

Die Gesellschaft von Porto Ferrajo, die Jahrzehnte lang der lebhaften Eindrücke der Bühne entbehrt hatte, war vom Theatertaumel erfaßt worden. Eine Anzahl von Dilettanten hatte sich zusammengefunden und war zum Äußersten entschlossen. Schon während der Anwesenheit der italienischen Schauspieler hatte man geprobt, um durch keine allzulange Pause das Interesse lahm zu machen.

Am Tage der Eröffnungsvorstellung fanden sich der Kaiser, Madame Mère und Pauline in der Hofloge ein. Pauline war mit einem Gesicht erschienen, wie vierzehn Tage Regenwetter. Denn der Kaiser hatte der Prinzessin ihren Wunsch, sich den begeisterten Dilettanten als Soubrette zuzugesellen, mit allem Nachdruck abgeschlagen.

Das war ein Kriegsfall.

Und Pauline saß nun mit einem bitterbösen Gesicht in der Loge und schaute niemanden an. Man sollte nur sehen, daß sie sich mit ihrem Bruder gezankt hatte. Ein Spiegeln an der Seitenwand der Loge flüsterte ihr heimlich immer wieder zu, wie im Märchen: „Wie Euch der Trotz entzückend steht, fährt fort, ein schmollendes Mäulehen zu machen, Frau Prinzessin, Ihr seid die schönste hier.“

Wer war denn da? Auch das zeigte der freundliche Spiegel an. Drunten stand und saß die ganze Leibgarde: Corunel, Kiennast, Lanaurette, Vantini. Ah! Drouot . . . der vortreffliche Drouot mit Bertrand in einer Loge. Drüben der hölzerne Sir Campbell und unweit von ihm die unnögliche Gräfin Rohan mit einem Turban wie ein türkischer Pasha von drei Roßschweifen.

Dann begann die Vorstellung. Man gab ein Stück eines sonst unbekanntem Autors mit dem Titel „Die Macht des Herzens oder Eifersucht und Liebe“, ein Machwerk, wie es nur dem Geschmack dieser unglückseligen Dilettanten zusagen konnte. Ein Brei,

eine zerquetschte Melone, ein rührseliges Ragout von Lächerlichkeiten. Die Szenen schwammen ölig und weinerlich dahin, es war keine Spur von Leben darin. Ah! man hätte Pauline um ihren Rat befragen sollen. Da wäre man auf etwas anderes gewiesen worden. Wenn sie schon nicht mitspielen sollte, so hätte sie wenigstens etwas ausgesucht, etwas Lustiges, Prielndes, ein Stück mit Moussé, nicht so eine muffig, ranzig gewordene Sentimentalität.

Aber es war immerhin interessant, zu sehen, wie sich die da unten plagten. Donnerwetter: das war eine Orgie der Talentlosigkeit! Da war Frau Tortini, die mit ihrem Grenadiergewicht die Bühne erschütterte und aus ihrem kleinen Mündchen ein piepsendes Vogelstimmchen entsandte. Es zog sich zwirnsfadendünn durch die Szenen hin, und man konnte die peinliche Vorstellung nicht loswerden, als müsse es endlich doch unter dem Andrang so heftiger Gefühle abreißen. Die Frau Bäckermeisterin Capi spielte mit der mütterlichen Pracht ihrer Hüften die ununtere Liebhaberin, ein Beginnen, dem Pauline einen Zug antikischen Opfermutes nicht absprechen konnte. Das unglücklichste aller weiblichen Wesen da unten war aber die Frau Bürgermeisterin Tromboni. Man hatte sie nicht etwa wegen ihres Talentos zum Mitwirken aufgefordert, sondern weil es sie so schickte. Und sie hatte zum peinlichen Erstaunen der übrigen angenommen, nicht etwa wegen eines inneren Dranges zur Bühne, sondern weil ihr Gatte gesagt hatte, es sei eine Ehre, vor dem Kaiser zu spielen. Nun stand sie auf der Bühne, ratlos und vollkommen verstörten Geistes, von Gott und den Menschen verlassen, wie Hagar in der Wüste und suchte ihren Gatten. Aber es war so dämmerig im Zuschauerraum, daß sie den Angelpunkt ihres Daseins nicht fand. Da zog sich die Bühne an den Rändern in die Höhe und vertiefte sich in der Mitte, und auf dem tiefsten Punkte befand sich die arme Frau und wurde in ihrer eigenen Hilflosigkeit gesotten. Daß der Thespiskarren nicht überhaupt durch ihre Mitwirkung umgeworfen wurde, war ein offensichtliches Wunder des heiligen Carlo Borromäo, der auf diese Weise seine Versöhnung kundtat.

Vor alledem konnte Paulines üble Laune nicht länger bestehen. Sie löste sich in ein Lächeln auf und hüpfte dann in unterdrücktes Lachen hinüber, daß sich Madame Mère veranlaßt sah, ihrer Tochter einen mahnenden Stoß in die Seite zu versetzen.

Es kam aber ein Augenblick, in dem die mütterliche Mahnung nichts half. Und daran hatte niemand anders schuld als der Gendarmeriekapitän Paoli, der die Regie führte und leichtsinnigerweise das Verhältnis der Möbel zu den mütterlichen Formen der Madame Capi nicht richtig berechnet hatte. Es kam eine Szene, wo sich die ununtere Liebhaberin lachend in einen Stuhl zu werfen hatte. Der Stuhl, der zu diesem Zwecke dastand, sah harmlos genug aus, aber er hatte seine geheimen Tücken. Er besaß eine niedrige, halbkreisförmig nach vorn gewandte Lehne, die den Anschein gemüthlicher Möglichkeiten des Ausruhens erweckte. Aber als sich Madame Capi in ihr werfen sollte, sah man, daß das nicht so ganz ungezwungen abging, sondern daß die Pracht ihrer Hüften mit einiger Gewalt in die Lehnenrundung gepreßt werden mußte.

Die Handlung nahm ihren Fortgang.

„Ha!“ sagte der stürmische Liebhaber, „Dein Lachen wird mich nicht betören! Ich verachte Dich und Deinen leichtfertigen Sinn. Lebe wohl . . . ich kehre nie mehr wieder!“

Und er wandte sich zum Gehen.

Da sollte die Liebhaberin aufspringen und ihm nachstürzen. Aber es blieb beim Sollen. Denn als Madame Capi aufspringen wollte, da stellte es sich heraus, daß das Lehnenrund ihres Stuhles ihre Hüften allzu innig umschlossen hatte. Sie stand da, vornübergebeugt, und sah mit einem entsetzten Blick zurück, auf den Stuhl, der sich liebevoll mit ihr erhoben hatte. Die Lehne hatte sich in ihre quellenden Formen gepreßt, und man wird einsehen, daß es unter solchen Umständen unmöglich ist, ein m abgehenden Geliebten nachzustürzen.

Nun hatte der abgehende Geliebte die Geistesgegenwart, zurückzukommen und, fest gegen den Boden gestemmt, mit heftigen Rucken den Stuhl von den Hüften seiner Geliebten lösen zu wollen. Diese Unternehmung brachte freilich ein Taumeln und Rutschen und einige Störung im Fortgang der Handlung, aber es war niemand so taktlos, etwas anderes als lähmendes Entsetzen zu empfinden.

Nur die Prinzessin wand sich oben in ihrer Loge, stopfte das Taschentuch in den Mund, warf sich zurück und bemühte sich redlich, die tausend Kobolde ihrer Seele zurückzuhalten. Als aber der verzweifelte Kampf da unten mit einem heftigen Auseinanderprallen endete und sich der Geliebte den niederträchtigen Stuhl selbstdröhnend gegen die Stirn schlug, da quoll der silberhelle Sturzbach eines Lachens über die Brüstung der kaiserlichen Loge und übergieß das allgemeine Entsetzen.

Und da wagten selbst die Kaisertreuesten unter den Elbanern in Gedanken ein mißbilligendes Kopfschütteln und die ergebene Frage, ob der gute Wille nicht über Zufallstücke und Mißgeschick zu setzen sei. Nachdem aber das elbanische Gemeinsamkeitsgefühl im ersten Impuls also gesprochen hatte, vollzog sich sogleich wieder eine Scheidung nach Geschlechtern. Die Frauen beharrten in ihm. Aber als die Männer nach der kaiserlichen Loge hinaufsahen, da wandelte sich vor dem strahlend heiteren Gesicht der Prinzessin aller Schatten in Licht; und es war, als ob die Stimme des Spiegels an der Logenwand zu ihnen gesprochen hätte: sie ist die Schönste hier.

Die Gräfin Rohan fühlte den neuen Triumph Paulines als neue Beleidigung. Und da zögerte sie nicht länger, dem Sir Campbell ein vorbereitetes Billett durch ihren Kammerdiener zu übersenden.

Im Hintergrund seiner Loge las der Coronel die Zeilen der Gräfin: „Ob zwar Ihre Regierung sich noch immer nicht über meinen Vorschlag entschieden hat, sehe ich mich veranlaßt, Ihnen eine Mitteilung zu machen. Der Kaiser erwartet heute nacht einen Besuch. Es ist die Kaiserin Marie Luise und der König von Rom.“

Die schmalen Lippen des Engländers zuckten ein wenig. „Es ist gut,“ sagte er dem wartenden Kammerdiener, „sagen Sie der Frau Gräfin, daß ich danken lasse. Ich war bereits davon unterrichtet.“

Nach der Vorstellung fühlte sich Thomas von Kiennast von einem affenlangen Arm erfaßt und aus dem Gedränge gezerrt. Der endlose Flügeladjutant Jermanowski machte sein Blendlaternengesicht, Finsternis gegen die anderen, voller Schein auf dem, der eingeweiht werden soll.

„Wohin?“ fragte Thomas.

„Zu Bertrand!“

Noch klopfte Thomas' Herz den Generalmarsch zu Paulines leichtfertigen Sieg, und schon stand etwas Neues auf der Schwelle. Unter dem Mantel des Geheimnisses war irgend etwas Strahlendes verborgen.

Bertrand empfing Thomas in seinem Arbeitszimmer zu ebener Erde im Palast des Kaisers. Sein

abwägender Blick hielt eine kurze Musterung. Dann sagte er: „Hören Sie, Leutnant von Kiennast, Seine Majestät hat ein besonderes Vertrauen zu Ihnen. Ich hoffe, daß Sie die außerordentliche Ehre, die darin liegt, zu schätzen wissen. Sie werden sich dieser Ehre würdig erzeigen. Es ist nahezu elf Uhr. Nach Mitternacht werden Sie sich in der kleinen Bucht westlich vom Fort einfinden. Es stehen drei alte Oelbäume auf einer Landzunge. Dort warten Sie auf ein Boot, das von einer draußen ankernden Schebecke herüberkommen wird. Zwei Frauen und ein Knabe werden aussteigen. Die bringen Sie, ohne ein Wort zu sprechen, auf den Fußsteigen zwischen den Weinbergen nach der Einsiedelei von Marciana. Sie kennen die Madame von Marciana? — Gut! Wollen Sie noch etwas? Ich denke es genügt.“

Wie immer, wenn Bertrand einen Auftrag des Kaisers auszuführen hatte, klangen seine Worte gedungen und bündig. Und diese Bündigkeit legte sich zu Thomas' Glück wie ein eiserner Reifen um seine aufquellende Seligkeit. Er fühlte sich gefaßt und zusammengehalten. Noch vor einiger Zeit hätte er über einen solchen Auftrag wahrscheinlich auf der Stelle den Verstand verloren. Nun war sein feurigflüssiger Wesenskern freilich schon um etwas erkaltet, aber immerhin noch zu plötzlichen Ausbrüchen so geneigt, daß ihm Bändigung und Fassung recht nötig war.

Mit der Miene eines Mannes, dem Gott eben offenbart hat, nach welchen Grundsätzen er die Welt zu regieren pflege und den er beauftragt hat, einen Lieblingsplan auszuführen, ging Thomas nach Hause, um sich seinen Mantel zu holen.

Die Nacht war warm und schwer von süßen, schmeichelnden Düften. Aber Thomas fand, daß zu seinem Beginnen ein Mantel gehörte. Die Romantik der Begebenheiten erforderte ihn dringend als Requisit. Ganz vorsichtig öffnete er das Haustor und schlich wie ein richtiger Abenteurer über den Kies. In Carlottas Fenster war noch Licht, und man sollte von seinem Kommen und Gehen nichts hören. Auch das gehörte zu den Vorsichten eines in so absonderliche Geheimnisse verstrickten Mannes. Er verschleierte den Ort und die Stunde.

Aber der Kies knirschte doch unter seinen Schritten, und als er, in seinen Mantel gehüllt, zurückkehrte, stand Carlotta hinter dem Vorhang und biß die Zähne zusammen: denn nun war es entschieden, nun waren alle Hoffnungen begraben; wohin anders ging er jetzt mitten in der Nacht, als zu ihr . . . ?

Die Einsiedelei der Madonne von Marciana bestand aus einer Kapelle mit einem sehr alten Muttergottesbild und einem einstöckigen Häuschen, das nicht mehr als vier kleine Zimmerchen hatte. Das Ganze stand wie ein frommer Einfall, wie ein inniges Gebet unter alten Kastanienbäumen, durch deren Laub das Licht eines morgendlichen Mondes sickerte. Etwas weiterhin war ein Soldatenzelt aufgeschlagen, aus dem ein sägekräftiges Schnarchen drang. Es war aus mehreren Stimmen zusammengefügt und vereinigte sich bisweilen zu einem überzeugten Einklang, während es dann auf Strecken hin etwas wirr durcheinander zackelte. Das war ein ehrliches treues Dienerschnarchen aus den biederren Schlünden Pélaris, Marchands und St. Denis', die da den Aufgaben des morgigen Tages entgegen-schlummerten.

(Fortsetzung folgt.)

